

Freier Glaube

- *Gedanken über
Zweifel, Fragen und
Widersprüche des
Christseins*

Inhaltsverzeichnis

<i>Vorwort</i>	7
<i>Der Mensch berauscht sich selbst – natürlich nur religiös gesehen!</i>	12
<i>Gott liebt uns gerade dann, wenn er nicht eingreift</i>	18
<i>Leiden, um wieder aufstehen zu können</i>	28
<i>Gott ist unschuldig – aber nicht freigesprochen!</i>	36
<i>Gottes Gerechtigkeit ist eine ganz andere</i>	41
<i>Um Himmels willen keine Höllenqualen</i>	51

<i>„Jesus ist kommen“ – ob mit oder ohne Jungfrau...</i>	57
<i>Die Christliche Sexuallehre: Wie eindeutig ist die Schrift?</i>	63
<i>Der Lebenswert ist nicht verhandelbar!</i>	68
<i>Verantwortung ist keine Diskriminierung!</i>	78
<i>Auferstehung: Der Nachklang des Lebens...</i>	89
<i>Nachwort</i>	95
<i>Literatur- und Quellenangaben</i>	96
<i>Anmerkungen</i>	97
<i>Bibliografische Angaben</i>	99

Liebe Leser,

viele Menschen ringen heute mit ihrem Glauben. Sie sind nicht sicher, wie sie mit Zweifeln, Fragen und Widersprüchen umgehen sollen, die sich zwischen der kirchlichen Lehrmeinung und den persönlichen Überzeugungen auftun.

Ist denn Jesus nun wirklich auferstanden? War Maria eine Jungfrau, als sie Christus als den Sohn Gottes empfing? Wie halten wir es mit dem menschlich verursachten Bösen, das in die Welt gebracht wird – wo war Gott denn da? Und warum haben wir den Eindruck, er ließe diese großen Ungerechtigkeiten auf Erden einfach zu, ohne sich einzumischen?

Auf viele dieser Einwände habe auch ich nicht die adäquaten Antworten. Doch ich bin überzeugt, dass sowohl die Bibel, als auch der persönliche Glaube uns die Freiheit zur Interpretation geben, uns abweichen lassen von dem, was uns Obrigkeiten vorpredigen – und uns eine eigene Exegese erlauben.

Oftmals hören wir heutzutage den Vorwurf, jeder würde sich sein Bekenntnis nach Wunsch zusammenstellen. „Patchwork“ sozusagen, was den Glauben betrifft. Doch zwischen Willkür und eigenständigem Denken gibt es einen Unterschied. Wir verlassen gewisse Prinzipien nicht, sondern haben ein gemeinsames Fundament, von dem aus wir im Ringen um eine individuelle Überzeugung die Unabhängigkeit von einer zementierten, allmächtigen und alleinigen Auslegung genießen. Nicht beliebig geht es dabei zu, sondern auf der Grundlage dessen, was wir mit Gewissen, Vernunft und Neugier vereinbaren können. Denn der Mensch scheint nicht für einen blinden Glauben geschaffen, dazu ist er zu arg an seiner Hirnleistung orientiert, die ihm immer wieder neu auferlegt, Einstellungen, Denkweisen und Weltanschauungen auf ihre wirkliche Konsistenz zu überprüfen.

Das habe ich im vorliegenden Büchlein getan, an einigen ausgewählten Exempeln, die uns im christlichen Glauben immer wieder über den Weg laufen. Dabei habe ich versucht, meine Offenheit im Mühen nicht zu einer Wahllosigkeit verkommen zu lassen.

Das Buch soll anregen, Sie zu einem mündigen Gläubigen werden zu lassen, der nicht dem Strom hinterherschwimmt, weil es die Mehrheit so tut. Stattdessen mögen Sie sich bei und nach dem Lesen vielleicht Gedanken gemacht haben, was Sie mit Ihrem Gottesbild, mit Ihrem Glauben in Einklang bringen können. In der Lebendigkeit von Glaube und Gewissen steht es uns zu, Frömmigkeit auch dann zu bewahren, wenn wir unsere Überzeugung passgenau auf das zuschneiden, was wir zu denken, zu hoffen, zu erbitten bereit sind.

Sie werden durchaus entdecken können, dass ich meinen Buchtitel nicht als Einladung zu einer „liberalen Theologie“ verstanden wissen möchte. Denn in verschiedenen Fragestellungen werden Sie eine durchaus konservative Haltung meinerseits erkennen, die für mich ebenfalls zu einem freien Verständnis religiöser Weltanschauung dazugehört. Mir ist es letztlich ein Anliegen, Sie mit manchen Aussagen herauszufordern. Deshalb gebe ich auch gerne zu, dass ich mit vielen meiner Ansichten nicht in die Schubladen kirchlichen Denkens passe. Allerdings ist das auch nicht mein Anspruch.

Viel eher treibe ich verschiedene Positionen auf eine bewusste Spitze, um damit dem Titel der Lutherischen Denkschrift von 1512 in seiner Konkretheit gerecht zu werden: „Von der Freiheit eines Christenmenschen“¹.

Lassen Sie sich in diesem Sinne Ihre Beherztheit nicht nehmen, reflektieren Sie all das, was Ihnen von Institutionen und Obrigkeiten verkündet wird, mit einem spirituellen, aber nicht weniger rationalen und pragmatischen Ansatz – und kommen Sie bei Interesse gern mit mir ins Gespräch über das, was ich im Folgenden niedergeschrieben habe. Melden Sie sich einfach bei mir: Riehle@Riehle-Dennis.de!

Und dabei nicht vergessen: Sie bestimmen über Ihren eigenen Glauben ganz allein – eben nicht andersherum.

Viel Freude bei der Lektüre und
herzliche Grüße

Dennis Riehle

Der Mensch berauscht sich selbst
– natürlich nur religiös gesehen!

Sie kennen es sicher alle, das von Karl Marx verfasste Zitat: „Religion ist Opium des Volkes“². In späteren Zeiten wurde es immer wieder verändert, „Religion ist Opium für das Volk“ hätte jedoch eine ganz andere Bedeutung, als sie vom damaligen Philosophen gemeint gewesen war.

Viele gläubige Menschen empören sich bis heute an dieser Aussage, wird sie doch als eine fundamentale Religionskritik aufgefasst, die der große Ökonom Marx nach meiner festen Überzeugung weniger dramatisch angesehen hat, als sie heute von Theologen und Laien interpretiert wird.

Ich möchte provokativ in den Raum stellen: Ist es denn wirklich so schlimm, wenn sich der Mensch mithilfe der Religion selbst berauscht? Wir sind ein von Grund auf mit der Sehnsucht nach etwas Höherem ausgestattete Wesen. Viele Humanisten amüsieren sich über den Theismus mit der Feststellung, dass nicht Gott den Menschen geschaffen habe – sondern umgekehrt.

Bedeutsamer Vertreter dieser Theorie war Ludwig Feuerbach³. Und sogar die Bibel verdeutlicht, dass es der Mensch selbst ist, welcher ein Grundbedürfnis nach einer himmlischen Macht hat: „Wie der Hirsch lechzt nach frischem Wasser, so lechzt meine Seele, nach dir, Gott. Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott [...]“ (Psalm 42,2f. – EU 2016).

Schlussendlich sind sogar Atheisten nicht immer in ihrem tiefsten Herzen davon überzeugt, dass „Gott tot ist“⁴. Man denke nur an Stephen Hawking, der die Existenz eines Gottes nicht grundsätzlich in Frage stellen wollte – und doch zu einem seiner bekanntesten Kritiker wurde.

Aber ist es denn tatsächlich eine Leugnung Gottes, wenn wir der Sichtweise Raum geben, wonach es durchaus möglich ist, dass er ein Hilfskonstrukt von uns Menschen sein könnte, mit dem wir unser Leben auf dieser Welt erträglicher machen wollen? Nein, ich bin kein Anhänger der „Strohalm-Theorie“, wonach eine überirdische Macht allein dazu taugt, sich im Notfall an ihr festzuhalten.

Aber ich bin ein Befürworter der Bestandsaufnahme, dass der Mensch für sein weltliches Dasein aus Höhen und Tiefen einen verlässlichen Bezugspunkt braucht.

Schon allein aus psychologischen Gründen halte ich es für nachvollziehbar und richtig, dass wir uns nach einer geistlichen Heimat orientieren, denn Geborgenheit und Zufriedenheit sind gerade in einer egoistischen Welt des 21. Jahrhunderts, welches von einer wachsenden Kälte in den zwischenmenschlichen Beziehungen und einer Anonymität unter den Nächsten geprägt ist, von unerlässlicher Bedeutung.

Zu wissen, dass uns eine göttliche Heimat gegeben ist, wie es beispielsweise Lukas in Kapitel 10, Vers 20 (LUT – 1912) schreibt („Freut euch aber, daß eure Namen im Himmel geschrieben sind“), kann eine wirkliche Erleichterung sein.

Und darum geht es letztlich nach meinem Verständnis: Was unserem Innersten guttut, kann für uns nicht schlecht sein, denn „unsre Seele hofft auf den HERRN [...]“ (Psalm 33,20 – EU 2016).

Nein, Gott ist keine nutznießende oder temporär ausgelegte Stütze, die wir dann „hinter dem Ofen hervorholen“, wenn wir ihn gerade brauchen. Viel eher hilft uns ein religiöses Bekenntnis, das Hier und Jetzt schultern zu können.

Wie Jesus sein Kreuz trug, so lasten auch auf uns die alltäglichen Sorgen, an denen wir nicht selten verzweifeln könnten. Warum soll es dann nicht legitim sein, manch unerträglichen Schmerz zu betäuben – um wieder zum Ausspruch von Marx zurückzukehren.

Dass wir unseren Glauben im positivsten Sinne dafür nutzen, um uns spirituell zu „berauschen“ – ich frage da nur: Na und? Das mindert nach meiner Auffassung die Größe eines Gottes in keinem Fall.

Völlig im Gegenteil: Welche Kraft muss in ihm stecken, dass er uns mit seiner Anwesenheit gar „betäuben“ kann – und damit dazu beiträgt, den uns begegnenden Anforderungen des Gegenwärtigen resilienter gewachsen sein zu können.

Für mich spielt dabei auch eine untergeordnete Rolle, ob wir uns dieses geistliche „Aufputzmittel“ selbst verschreiben – oder ob es eben „gottgegeben“ ist.

Wenn Religion die Rolle einer hindurchtragenden Gehhilfe einnimmt, die uns sicheren Tritt gibt und beständigen Halt schenkt, sollten wir darauf zurückgreifen dürfen.

Gott ist allerdings weit mehr als eine Unterstützung beim Laufen. Seine Nähe schenkt uns nicht nur Gewissheit, Schutz und Sicherheit, sondern sie erfüllt unser Leben mit einer fruchtbringenden Freude.

Ja, die Gewissheit über des Herrn Zuverlässigkeit ist nicht nur „Netz und doppelter Boden“. Sie ist betörend – „köstlich ist der Duft deiner Salben“ (Hohelied 1,3 – EU 2016), weshalb mich die Worte des Kapitalismuskritikers aus dem 19. Jahrhundert bedeutend weniger aufregen als die von manch reaktionär antwortendem Gläubigen, der sogleich die Keule der „Blasphemie“ schwingt.

Ich bin sicher: Wir dürfen unsere religiöse Überzeugung nicht wie ein „Fähnchen im Wind“ ausrichten – und Gott nur dann in unser Haus lassen, wenn uns gerade die kritischen Augenblicke unseres Lebens heimsuchen. Doch falls wir uns besonders in diesen Augenblicken des Glaubens als eines in der besten Lesart zu verstehenden Krückstocks bedienen und ihn nicht allein nach Gutdünken zum Kaschieren unserer mentalen Verwundungen zweckentfremden, dann darf Religion unser „Opium“ sein...

Gott liebt uns gerade dann,
wenn er nicht eingreift...

Es war wieder einmal ein solcher Moment, der mit vielen zuvor vergleichbar war. Wir saßen entsetzt vor den Fernsehbildschirmen und wurden ungläubig über das, was ein Mensch dort angerichtet haben sollte: In Las Vegas schoss ein Waffenvernarrter am 1. Oktober 2017 auf unzählige Besucher eines Konzerts. Dutzende starben oder wurden verletzt. Präsident Donald Trump hat anschließend um Gottes Beistand für die Opfer und die Hinterbliebenen des Massakers gebeten. Er hoffe auf Gnade für die Verstorbenen, aber auch darauf, dass die Gebete für die Angehörigen erhört würden. So oder so ähnlich äußerte sich der Präsident der USA dieses Mal, aber bereits in der Vergangenheit. Doch selten hatte man eine derartige „Predigt“ als direkte Ansprache an das amerikanische Volk von ihm gehört.

Ja, man weiß um die enge Verbindung Trumps gerade mit dem evangelikalsten Spektrum der Christen, doch was hat es

tatsächlich auf sich, wenn Trump in so schweren Zeiten nach einer menschengemachten Tragödie ungeahnten Ausmaßes mit Gottes Zuwendung argumentiert?

Ist es Balsam auf die Seele derer, die danach lechzen, im Präsidenten eine gottesgleiche Figur der Erlösung erkennen zu wollen? Sind es leere Worthülsen, die zwar pathetisch klingen mögen, die Dramatik der Lage aber nicht erfassen und statt Trost zu geben noch mehr Gräben aufreißen? Oder geht es nicht einfach um die laxen Waffengesetze, die man nun in Frage stellen sollte? Und nicht zuletzt:

Warum muss denn überhaupt ein Gott dafür einstehen, wenn ein offenbar recht isolierter älterer Mann mit tiefster Präzision ein Blutbad vorbereitet, womöglich aus Verbitterung, aus Wut, aus Verzweiflung, vielleicht über Schulden, über die Gesellschaft, über den Luxus, das durch nichts zu rechtfertigen ist, für das der Schütze allein die Last trägt, die er nun über hunderte Menschen gebracht hat, die trauern, die ihre Wunden auskurieren und

die sich nicht mehr auf die Straße wagen,
weil sie das Vertrauen in die Öffentlichkeit
verloren haben?

„Unfriede herrscht auf der Erde“, so dichtete
1977 Zofia Jasnota (EG 663.1) und verwies
darauf, dass wir es sind, die viel von dem
Leid, welches wir ertragen müssen, selbst
verschuldet haben. Warum lässt Gott das zu,
fragen sich Gläubige in aller Welt, wenn sie
sprachlos vor den Bildern sitzen, die aus
Nevada kommen und fassungslos
zurücklassen, weil niemand begreifen kann,
wie eine einzelne Person derartige Grenzen
zu überschreiten vermag, keinerlei Skrupel
mehr zu empfinden scheint – und wir, wir
rufen nach Gott, denn nahezu beschämt
werden wir ganz klein nach solchen
Nachrichten, spüren wir doch auch, dass es
eben nicht die höhere Macht ist, die in
diesem Moment herangezogen werden und
auf die man seine Verärgerung abladen
kann. „In jedem Menschen selbst herrschen
Unrast und Unruh' ohne Ende“, heißt es in
Strophe 2 des Kirchenliedes, die etwas
Wahres in sich trägt. Nein, nicht, dass jeder
von uns zum Massenmörder würde, doch
dass wir als intelligente Lebewesen zu

Handlungen in der Lage sind, ganz generell, die uns im Nachhinein erschüttert über unsere eigene Spezies sein lassen, das ist keine wirkliche Neuigkeit.

Jasnota hofft auf den Frieden Gottes, „nicht so, wie ihn die Welt euch gibt“, so lautet es im Kehrsvers. Die Zuversicht darauf, dass Gott solche Taten zwar nicht verhindert, aber zumindest beisteht, wenn es darum geht, nun zusammen zu halten und zu erkennen, dass wir selbst in den Augenblicken größter Not nicht alleine sind, sondern dass wir Blut spenden, einen Verwundeten in unserem Auto ins Krankenhaus fahren, eine Kerze anzünden, innehalten und uns an den Händen nehmen, um zu verarbeiten, was einer von uns da angerichtet hat, diese Hoffnung ist begründet.

Denn sie fußt auf der Vision, dass wir mündige Wesen sind, die ein Gott nicht länger vor den eigenen Fehlritten schützen muss. Glaubten wir einem strengen Theismus, dann müssten wir wahrlich fragen, ob Gottes Allmacht denn nicht groß genug ist, um Vorkommnisse wie das in Las Vegas zu verhindern.

Die Vorstellung, dass Gott unsere Hirne lenkt und uns von Ideen abbringt, die beim Attentäter aus den USA nun offenbar bis zur Gänze gereift und dann in die Realität umgesetzt wurden, das ist gleichsam eine merkwürdige Ansicht über die Größe eines Schöpfers, der seine Ebenbilder ja eigentlich in die Freiheit entlassen hat, wie es die Schrift im Römerbrief, Kapitel 6, Vers 7, oder im 1. Korintherbrief bei Kapitel 9, Vers 19 (jeweils LUT 1912) andeutet.

Ernst Hansen übersetzte 1970 das Lied „Herr, deine Liebe ist wie Gras und Ufer“ (EG 653) ins Deutsche. In Strophe 1 verweist der Titel mit der Zeile „Frei sind wir, ja zu sagen oder nein“ auf die neutestamentarische Botschaft des vernünftigen Christenmenschen, der im Mittelpunkt Luthers Reformation steht. Gott will nicht bevormunden – und er praktiziert diese Zurückhaltung gnadenlos. Im wahrsten Sinne des Wortes – denn in der Konsequenz greift er auch bei den schlimmsten Fehlritten nicht ein, die die Menschen begehen. Wie aber soll das Liebe sein, fragt sich der Außenstehende, der im Angesicht der Wahnsinnstat von Las Vegas auch die

Gottesfrage an sich stellt: Wofür braucht es diesen Herrscher denn überhaupt, wenn er gerade dann nicht da ist, wenn man ihn bräuchte? Zurückfragen muss man an dieser Stelle: War Gott wirklich nicht da, als die Schüsse auf das Konzertgelände fielen? Als die unzähligen Salven zu hören waren und die Menschen sich gegenseitig zu Boden rissen, um irgendwie geschützt zu sein vor dem Kugelhagel? Man muss eine strenge Theologie, eine kerzengerade Exegese verfolgen, wenn man die Logik durchhalten möchte, wonach Gott sich den Menschen gerade dadurch offenbart, dass er nicht eingreift in den Momenten, in denen wir auf ihn angewiesen wären.

Er lässt die Menschen ihre Sünden ausbaden. Und das nicht, weil er herzlos ist. Sondern weil er deutlich machen will, dass die Freiheit des Christenmenschen so weit geht, dass Gott uns zutraut, diese Welt nach unserem Ermessen und mit unserer Tragweite auch ohne seine Hilfe hinreichend selbst zu gestalten und zu lenken. Ja, wenn wir frei sein möchten, dann bedarf es dafür auch einer gewissen Entschiedenheit.

Dann können wir Gott nicht dafür verantwortlich machen, was wir selbst anstellen, aber wir dürfen, ja, wir müssen ihn sogar um sein Erbarmen bitten, um aus dem zu lernen, was wir an Tragik und Traurigkeit vorfinden. Wer A will, muss auch B sagen. Für uns ist die Warte nicht vorgesehen, in der wir uns ein Leben lang einkuscheln können, wie es vielleicht in unseren ersten Jahren auf dieser Erde möglich ist. Denn wir sind auf den Boden der Tatsachen gestellt, um Eigenverantwortung zu üben. Das wird schon im Garten Eden deutlich. Wer Anderes möchte, der glaubt an den netten, alten Mann mit Rauschebart auf der Wolke. Auch dieses Bild ist zulässig, vielleicht hilft es uns gar, wenn wir in solchen Tagen wie nach Las Vegas nicht wissen, wohin mit all dem Schmerz. Doch für die Wirklichkeit wäre es eine Ausflucht zu denken, wir könnten uns allzeit auf einen „Airbag“ stützen, der uns eben nicht erwachsen werden lässt.

Denn wie oft wollen wir unsere Kleinsten per Kindersicherung davor bewahren, sich Brandblasen an der heißen Herdplatte einzufangen, bis sie schließlich zur eigenen

Erkenntnis gelangen, dass Feuer auch gefährlich sein kann? Ja, die Menschen scheinen offenkundig allzu naiv in ihrer Überzeugung von sich selbst. Doch sie müssen eingestehen, dass in einer Welt der Gemeinschaft auch viel Leiden entstehen kann. Und dass dieses nicht per se schlecht sein muss, auch wenn wir uns fragen, welche Ausmaße Gewalt und Terror noch annehmen können. Denn wer hinfällt, der muss auch herausfinden, wie das Aufrichten gelingt.

Diese Herausforderung ist nicht nur lebensnotwendig, sie ist auch eine Bereicherung in all der Verbitterung und dem Aufschreien inmitten von Las Vegas und weit darüber hinaus. Immerhin lässt sie uns kraftvoll und abweisend werden für manch Katastrophe, auf die wir keinen Einfluss haben. Sie hilft uns, gewappnet zu sein für das Umgehen mit der eigenen, kleinen Welt an Schicksalen, aber auch mit den großen Einschlägen, vor denen wir auch in Zukunft nicht sicher sein werden. Dass wir nach den Szenen wie aus einem Horrorfilm nicht verzagt haben, sondern im Gebet füreinander eingestanden sind, ist

eine der Offenbarungen Gottes, die deutlich machen: Er ist da! In den Gesten des Trostes, in der Nächstenliebe nach den vielen Schüssen, in jedem guten Wort, dass wir den Verletzten und Angehörigen spenden. Denn das ist der Unterschied zu denen, die Gottes Existenz in solchen Augenblicken am liebsten in Frage stellen möchten: Er lässt uns nicht liegen, wir bleiben bei ihm nicht auf dem Boden zurück, sondern er gibt uns Kraft, um für uns und unser Gegenüber da zu sein.

Nur so können wir umgehen mit den Schrecken von Nevada. Jasnota führt zudem an, Gott möge „uns selber den Frieden“ geben (vgl. EG 663, Kehrvers). Damit ist viel gesagt. Wir müssen bei uns beginnen, wenn wir solche Bilder wie die in Las Vegas verhindern möchten. Denn keiner ist geschützt vor einer ausweglosen Situation, in der wir auf dumme Gedanken kommen. Die müssen bei weitem nicht derart grausam sein wie die des Mörders in den USA. Und doch ist Gottes Appell in diesen Stunden eindeutig: Sorgt mehr füreinander! Achtet auf euch und auf euren Nachbarn. Isoliert niemanden und lasst keinen zurück in seinem Elend, in seinem Tunnel und seiner

Einbahnstraße aus Armut, Verlusten oder psychischer Verirrung. Gott hilft uns dabei, indem er uns Perspektiven vermittelt.

„Weisheit“ und „Mut“ gibt er uns, das hat Irmgard Spiecker 1980 gedichtet (vgl. EG 662). Mut, um „Liebe“ zu schenken, so heißt es in der dritten Strophe. Sie brauchen wir heute mehr denn je. Weisheit für „die vielen kleinen Schritte“ (Strophe 4), die beispielsweise nötig sind, um das verkraften zu können, was der 64-Jährige hinterlassen hatte. Es ist Umsicht gefragt, auch wenn wir in uns einen tiefen Groll hegen.

Wir brauchen Mut, um „die Not um uns zu sehen“ (Strophe 2), damit künftig weniger Menschen in eine Situation kommen, in der sie jeglichen Verstand verlieren. Es sind nicht die großen Worte und populistischen Gesten, die Raum finden dürfen. Wir sollen für die „Wahrheit“ eintreten, heißt es ebenfalls in Strophe 2. Und zu ihr gehört es auch, uns selbst an der Nase zu fassen. Nicht, weil wir lebensmüde sind, im Gegenteil... – weil uns Gott in die Welt gestellt hat, um Verantwortung zu übernehmen.

Leiden, um wieder aufstehen zu können...

Die Erde bebt, der Hurrikan naht, der Vulkan bricht aus. Wir fragen in solchen Stunden immer wieder: Gott, warum hast du uns nicht beigestanden, weshalb bewahrst du uns nicht vor dem Leiden? Wir mögen noch verstehen, wenn menschengemachtes Böses in unsere Welt eingreift, dann war es einer von uns, den wir beschuldigen können. Doch was tun wir, wenn wir alle frei sind von Verantwortung, wenn wir unschuldig erscheinen gegenüber den Gewalten, die du uns schickst? Weshalb musst du uns derart bestrafen, ist es die Sündhaftigkeit, für die du uns bezahlen lässt?

Blicken wir in den 2. Korintherbrief 1,3f., so entdecken wir eine mögliche Erklärung, weshalb Gott uns immer wieder prüft, warum er uns vor Aufgaben und Herausforderungen stellt, die so schwer zu bewältigen sind, die ungerecht und übertrieben wirken. Dort steht: „Gelobet sei Gott, [...] der uns tröstet in aller unsrer Trübsal, daß auch wir trösten können, die da sind in allerlei Trübsal [...].“ (LUT 1912).

Trösten ist eine wichtige Eigenschaft, die es zu erlernen gilt. Wie oft brauchen wir den Trost auch in unserem eigenen Leben, wenn wir etwas falsch gemacht haben, wenn wir enttäuscht wurden, wenn wir nicht das erreicht haben, was wir uns vorgestellt hatten? Das Leiden steht nicht allein in dieser Welt. Ihm gegenüber ist der Trost, den wir als Menschen praktizieren können, wenn wir sehen, dass er benötigt wird.

Um ihn zu „trainieren“, fügt Gott uns immer wieder Schmerz zu. Das ist nur schwer zu verstehen, denn wäre es nicht auch anders möglich, könnten wir nicht auch durch weniger Leid zum „Tröster“ werden? Ich bin sicher, ein richtiger Trostspender sind wir erst dann, wenn wir selbst einmal erfahren haben, wie es sich anfühlt, in einer schwierigen Situation Beistand zu erhoffen, wenn wir in größter Not auf Menschen setzen, die uns am Arm nehmen und die uns wieder helfen, aufzustehen. Diese Erfahrung könnten wir kaum machen, wären wir nicht zuvor ernstlich und ehrlich in die Tiefen des Daseins abgestürzt – in das Böse oder eben in das Leid, das Gott uns aus gutem Grunde auferlegt.

Man könnte sagen, Leiden sei zweckgebunden. Es erfüllt ein Ziel, nämlich das Erlebnis, unten anzukommen. Gott möchte, dass wir selbst spüren, wie hoffnungsvoll, barmherzig und auch gnädig es ist, wenn wir die Täler überwinden und zurückkehren in das Hier und Jetzt. Welche Last von uns fallen kann, wenn wir die Talsohle durchschritten haben und wieder neues Licht am Horizont erkennen. Wie anders wäre es denkbar, dies wahrhaftig zu durchlaufen, wenn uns nicht reale Anforderungen des Leidens gestellt würden? Nicht, um uns zu strafen oder zu prüfen, sondern dass wir erspüren und erkennen, wie der mündige Gottessohn in Freiheit zu trösten in der Lage ist.

„Der Gott aller Gnade aber [...] wird euch, die ihr kurze Zeit leiden müsst, wieder aufrichten, stärken, kräftigen und auf festen Grund stellen“, steht im 1. Petrusbrief 5,10 (EU 2016). Welchen Sinn soll es also haben, wenn wir leiden? Nicht, weil wir die Grenzen unserer menschlichen Wehrhaftigkeit erkennen müssen, sondern weil wir im Keller gefangen sind, wo Gott uns zunächst scheinbar allein gelassen hat.

Doch genau hier tun wir ihm mindestens so viel Unrecht wie jenes, das wir wahrnehmen, wenn er uns die Fluten, das Feuer oder das Zittern schickt. Denn hat er uns nicht angeleitet, zu helfen, aufzurichten, wieder neu zu stärken, zu erden, wenn alles unter uns wackelt und wir wahrhaftig meinen, die Erde bräche unter uns zusammen? Solidarität und Mitmenschlichkeit, das ist sein Mittel gegen das Leiden, das über uns Menschen kommt.

In der Psychotherapie lernen wir, Ängste durchstehen zu müssen, um daraus die Erkenntnis zu ziehen, dass wir stark genug sind, auch die schlimmsten Vorstellungen, Befürchtungen und Zustände überwinden zu können. Nicht anders ergeht es uns mit all dem Übel, das die Welt heimsucht, von dem wir getroffen daniederliegen – bis Gott uns Menschen schenkt, die die Häuser leerpumpen, die Flammen bekämpfen und unter dem Schutt nach uns suchen. Nein, nicht immer gelingt dieses Experiment. Und es hat einen hohen Preis, wenn wir durch das Übel entdecken sollen, was „Aufrichten“ bedeutet.

Leiderfahrungen – 1. Petrus beschreibt sie auch in Kapitel 4,1: „Weil nun Christus im Fleisch gelitten hat, so wappnet euch auch mit demselben Sinn; denn wer im Fleisch gelitten hat, der hat Ruhe vor der Sünde“ (LUT 1912). Das Durchgehen durch das Leid, es kräftigt uns vor jeder neuen Sünde. Es macht uns immun und baut ein Schutzschild um uns auf. So, wie wir Krankheiten als Schicksal erleben, so können wir sie annehmen als eine Versuchung zum Durchhalten. Denn aus jedem Loch kehren wir umso gestärkter hervor, je tiefer es war. Wir wissen, wie es sich anfühlt, Leiden zu verkraften. Und so können wir mitgehen mit denen, die in ähnlicher Traurigkeit und Perspektivlosigkeit verharren.

Leid schafft neue Sensibilität. Denn nur durch das Wissen darum, wie schwer die Gewichte, das Kreuz, uns herunterziehen können, lässt uns empathisch werden für die Schilderungen des Übels, das Anderen widerfahren ist. Galater 6,2 (LUT 1912) besagt: „Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen“. Humanität ist der Anker in allem Leid.

Durch die Zusicherung Gottes, dass er uns Menschen an die Seite stellt, wenn wir nach Hilfe rufen, können wir ertragen, was an Niederdrückendem auf uns liegt. Gemeinsam haben wir Kraft, in der wechselseitigen Ermutigung auch die Hürde zu meistern, die uns eigentlich so unerreichbar scheint. Nicht immer sind es die großen Eingriffe im Leiden, die uns auf Gottes Gegenwart aufmerksam machen. Es sind auch manchmal nur die kleinen Worte, die uns geistig und geistlich wachsen lassen für das, was der Herr noch mit uns vorhat.

Drastisch schildert es Matthäus 10,38 (EU 2016): „Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und nachfolgt, ist meiner nicht wert“. Gott setzt seinen Sohn Christus als Beispiel voran, dass Leiden zum Leben dazugehört. Nicht aus Beliebigkeit heraus, um uns zu martern. Sondern aus der Überzeugung, dass wir nach der durchlittenen Zeit neues Leben haben. Gott will uns nicht leiden lassen, damit wir den Tod sehen müssen. In Vers 39 erklärt er viel eher, „Wer sein Leben findet, der wird's verlieren; und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden“ (LUT 1912).

Wir wollen nicht leiden, weil wir um unser Leben fürchten. Wir denken, Gott trachte uns nach unserem Leben, wenn er Winde schickt, Wasser steigen lässt und Seuchen über uns kommen. Dabei ermutigt er uns, von dieser ständigen Bedrängung loszulassen und die Hoffnung und das Vertrauen auf ihn zu richten. Denn wer sein Leben in die Hände Gottes gibt, der wird das wahre Leben auch empfangen. Denn der profitiert von der Freiheit, die er bekommt, ab dem Moment, in welchem Gott für uns das Ruder übernimmt.

Wir sind mündige Menschen – und doch dürfen wir uns gerade in der Not nicht allzu sehr am Materiellen, am Existenziellen klammern, sondern die Zuversicht an uns heften, dass es gut gehen wird. Legen wir in den Augenblicken, in denen uns alle Stricke zu reißen drohen, das Heft des Handelns ab in Gottes Hand. Dann wird er uns als Belohnung dafür, dass wir mit ihm und seinen Zeichen, mit unseren Mitmenschen und ihren Gesten und Taten, das Kreuz getragen haben wie sein Sohn, ein neues Gefühl schenken, das uns frei macht und das

uns für das nächste Mal noch stärker werden lässt. Denn auch wir sind seine Werkzeuge, um im Leiden zu helfen.

„Denn dazu seid ihr berufen worden; denn auch Christus hat für euch gelitten und euch ein Beispiel gegeben, damit ihr seinen Spuren folgt“, fasst es 1. Petrus 2,21 (EU 2016) zusammen. Ducken wir uns nicht weg und machen wir nicht verantwortlich für das Leiden, das uns geschickt wird auf Erden. Sondern nehmen wir es an, als Übung des Lebens, um Tröster zu sein und Trost zu empfangen – um Vertrauen zu gewinnen, um Kraft zu erlangen, in uns, in unsere Nächsten, in Gott selbst.

Gott ist unschuldig – aber nicht freigesprochen!

Es ist eine tiefgreifende und die Theologie durchaus spaltende Abwägung: Glauben wir als Christen an einen strafenden oder einen liebenden Gott? Würde man den Gedanken der Sühnetodtheorie verfolgen, müsste man doch einwenden, dass uns die von Adam und Eva eingebrachte Ursünde spätestens mit dem mehr oder weniger freiwilligen Tod Christi genommen sein müsste. Gerade in der katholischen Konfession hält sich aber auch nach Jahrhunderten der Aufklärung, den versöhnenden Worten Luthers und der unbändigen Angst des mittelalterlichen Menschen vor der Rache Gottes weiterhin der Glaube an „zeitliche Sündenstrafen“, weshalb die Debatte über die Bosheit des Schöpfers keineswegs abwegig ist. Der Opfertod Jesu muss diesen Gedanken zumindest nahelegen. Doch zweifelsohne ist auch die Überlegung nötig, ob nicht gerade das auf Golgatha stehende Kreuz ein Ausdruck von Barmherzigkeit ist, den der Mensch in seiner Begrenztheit kaum begreifen kann.

Eng verbunden mit dieser Diskussion scheint die Theodizée-Frage: Warum lässt Gott das Leiden in der Welt zu, wenn er doch allmächtig ist und in unserem theistischen Verständnis Einfluss auf das irdische Geschehen nehmen könnte? Besonders in der Corona-Pandemie geraten Gläubige an die Grenzen ihrer Überzeugungen. Ich sehe die Erklärung für das irdische Elend mit zwei Seiten der Medaille – und komme zu einer Schlussfolgerung, die sich aus jahrelanger Krankheit in meinem eigenen Leben speist: Ich bin mir sicher, dass uns Gott Kummer und Schmerz nicht ohne Grund zumutet. Denn in der Erfahrung, auf den Boden zu fallen, steckt nicht nur Pein und Last. Das Ankommen in den Tiefen des Daseins ist lehrreich, denn es schenkt uns Widerstandskraft. Man könnte abgehoben auch sagen: Mit dem Sturz werden wir weise. Das alles könnte aber nicht funktionieren, würden wir nicht auch die andere Seite der Parabel bedenken. Denn selbst die Ostergeschichte endet nicht am Karfreitag. Egal, wie man nun zur Auferstehung eingestellt ist: Auf die Drangsal folgt die Hoffnung.

Nein, im Augenblick des Verlustes eines geliebten Menschen, der an „Covid-19“ gestorben ist, helfen uns diese theoretischen Worte nicht weiter.

Trotzdem ist das Wissen um Zuversicht tröstlich. Und dazu gibt es Anlass: In den quälenden Augenblicken ist unser Horizont eingeeengt. Doch wenn uns die rettende Hand ausgestreckt wird, fassen wir wieder Mut. Wenn wir uns fragen, wo Gott in diesen Situationen ist, dann verachten wir meist unbewusst die kleinen Zeichen seiner Solidarität.

Ich bin mir sicher, dass die Intensivschwester dem viruskranken Familienvater mit ihrer Fürsorge auch dann zuspricht, wenn ihm der persönliche Kontakt zu seinen Kindern fehlt. Ich setze darauf, dass der Freund der alten Dame beisteht, wenn sie in den letzten Stunden des Lebens ihres infizierten Mannes nicht an seinem Bett sein kann. Und ich vertraue dem Pflegehelfer, dass er bei allem Zeitdruck Empathie zeigt und in den wenigen Minuten seiner Anwesenheit der einsamen Bewohnerin ein Stück von ihrem Alleinsein nimmt.

Gerade in Krisen wünschen wir uns natürlich, dass Gott eingreift. Aber: Er schenkt uns bereits in Genesis die Freiheit zur Selbstbestimmung (vgl. 1. Mose 3,4f. – LUT 1912). Und das ist auch gut so. Denn was wären Demokratien ohne diese Zusage – auch wenn sie von vielen Despoten missbraucht wird und wir die Folgen menschlicher Dummheit in Gewalt und Kriegen er-tragen müssen. Gleichsam erklärt sie das Fehlverhalten ganzer Gesellschaften, die sich und anderen in der Geschichte grausame Unterdrückung, Tod und Verwundung zufügen – aber sie rechtfertigt sie nicht. Und dennoch lässt Gott uns auch in den natürlichen Katastrophen und den von uns selbst verschuldeten Dramen mit unserer Eigenverantwortung eben nicht allein. Nein, er will uns mit dem Schicksal nicht „prüfen“, wie viele Theologen es meinen. Ich glaube viel eher, dass er uns damit die Chance auf Einsicht, Umkehr und Reife gibt.

Mithilfe der Agape, seiner Liebe zu den Menschen, erleichtert er uns diesen Prozess – wenngleich es uns schwerfällt, sie auch als solche zu identifizieren.

Vielleicht gelingt es uns aber gerade in diesen Tagen besonders gut, sie zu erkennen: Wenden wir unseren Blick für einen Moment weg von den Schlagzeilen des Virus hin zur Humanität in den Kliniken, Heimen und Nachbarschaften.

Schlussendlich ist Gott unschuldig, aber er ist nicht von seiner Pflicht freigesprochen, sich den Menschen zu offenbaren!

Gottes Gerechtigkeit ist eine ganz andere...

Ist Gott wirklich gerecht? Abseits von der so häufig formulierten Theodizée-Frage stellt sich gerade im Angesicht von Armut und übermäßigem Wohlstand der Eindruck ein, als ginge die Schere von Arm und Reich in der Welt immer weiter auseinander. Doch kann Gott daran etwas ändern? Oder ist es nicht viel mehr hausgemacht, was wir da erleben an Extremen zwischen denen, die in Geld und Vermögen schwimmen – und jenen, die nicht einmal genug Wasser und Nahrung zum Überleben haben? Kann Gott wirklich zusehen, wenn in Afrika Kinder verhungern? Immer wieder werden solche hilflosen Worte laut, wenn wir die Tatsache erkennen müssen: Offenbar bleibt Gott tatenlos ob der zum Himmel schreienden Ungerechtigkeit auf Erden.

Aus der Bibel könnte man schon manch Vers entnehmen, der so auch in politischen Programmen der Parteien heute zu finden wäre, wenn es um Leistungsgerechtigkeit geht: „Er wird jedem vergelten, wie es seine Taten verdienen“, meint der Römerbrief in Kapitel 2, Vers 6 (EU 2016).

Tun arme Menschen einfach zu wenig, um ebenfalls ein Leben in Fülle zu erreichen? Sind ihre Werke zu gering, damit auch ihnen Wohlstand zuteilwerde? Und macht es sich die „Heilige Schrift“ an dieser Stelle nicht ein bisschen zu einfach, wenn sie nicht einmal berücksichtigt, dass mancherorts auf der Welt Rohstoffe fehlen, Klimakatstrophen herrschen oder Kriege davon abhalten, dass sozialer Aufstieg, dass wirtschaftliche Kraft überhaupt möglich wäre?

Tatsächlich muss man die Zeile aus dem Römerbrief wohl eher rhetorisch verstehen, als eine Provokation an die, die exakt nach einem solchen Denken leben. Denn wer egoistisch und allein auf sein Tun besonnen handelt, nach Macht, Reichtum und Ansehen jagt, der ist in Gottes Augen ein „Frevler“. Nach Psalm 37,28 (EU 2016) wird aber gerade diese Gesinnung ausgerottet werden. Die Bibel verweist auf ein anderes Leben, auf einen Neubeginn. Doch was nutzt das denen, die heute unter der Ungerechtigkeit der Welt leiden müssen? „Denn was der Mensch sät, das wird er ernten“ (Galater 6,7 – LUT 1912). Warm anziehen müssen sich die, die sich nicht um

die Gerechtigkeit gesichert haben. Denn das Ergebnis ihrer Arbeit wird offenkundig: „Unrecht Gut hilft nicht; aber Gerechtigkeit errettet vor dem Tode“, formuliert es Sprüche 10,2 (LUT 1912). Doch was hat das zu bedeuten, dass wir dem Tod entkommen können, wenn wir uns nur um Gerechtigkeit kümmern? Wir alle bemühen uns, unser eigenes Leben auf die Reihe zu bekommen. Narzisstisch angehaucht scheint jeder ein Stück weit, verständlich. Denn auf dieser einen Erde versucht jeder, das Beste aus dem zu machen, was ihm mit der Geburt geschenkt wurde. „Einen jeglichen dünkt sein Weg recht; aber der HERR wägt die Herzen“, so sagt es Sprüche 21,2 (LUT 1912). Wir schauen nur selten nach links und rechts, lassen die liegen, die dort in Armut kauern und wimmern: Wir denken, jeder sei für sich und sein Leben selbst verantwortlich. Doch hat sich Gott unser Miteinander so vorgestellt? Offenbar nicht. Denn er wird „die Herzen prüfen“, man könnte auch sagen, auf „Herz und Nieren“ werden wir geprüft, es wird ernst, wenn wir uns erst einmal rechtfertigen müssen, dafür, dass wir nur auf uns geblickt haben.

„Wohl und recht tun ist dem HERRN lieber denn Opfer“, auch hier machen die Sprüche in Kapitel 21, Vers 3 (LUT 1912) deutlich, dass es die Ehrlichkeit sein wird, die siegt. Wenn wir ehrlich sind mit uns und uns aufrichtig fragen, ob wir genug dafür getan haben, dass wir alle auf diesem Planeten nicht hungern und dürsten müssen, sondern von dem Vielen, was da ist, alle etwas abbekommen mögen. „Sucht aber zuerst sein Reich und seine Gerechtigkeit; dann wird euch alles andere dazugegeben“, sagt Matthäus in Kapitel 6, Vers 33 (EU 2016). Alles läuft darauf hinaus, dass Gott unter „Gerechtigkeit“ etwas ganz Anderes versteht als wir. „[...] sondern allezeit jaget dem Guten nach, untereinander und gegen jedermann“ (1. Thessalonicher 5,15 – LUT 1912). Das Gute ist es, was Gerechtigkeit bringt. Es ist nicht allein das Materielle, mit dem Gott sich in diese Welt einmischt. Denn dafür sind wir wahrlich selbst zuständig.

Aber er ermahnt uns: Sollten wir nicht wahrhaftig darum besorgt sein, dass jeder auf dieser Welt genug vom Kuchen kriegt, so können wir auch nicht darauf vertrauen, irgendwann einmal selig zu werden.

Man könnte auch vom „Glücklichsein“ sprechen, denn das zeigt uns die Realität tatsächlich auf: Die Ärmsten sind oft die, die sich am Wenigen erfreuen, während die Reichen gar keinen Grund mehr finden, sich als frohe Menschen anzusehen. Der Überfluss lässt sie abstumpfen, er lässt ihr Herz erkalten! Das ist in Wahrheit armselig – und eine viel größere Strafe als eine, die wir mit unseren Emotionen herbeisehnen würden, wenn wir die Gier ertragen müssen, die uns durch das Verhalten der obersten Schichten offenbart wird.

Gott verweist auf die Zukunft und gibt uns Hoffnung, noch nicht aufzugeben. Er weiß darum, dass der „Gerechte in Ewigkeit nicht in Unruhe“ gelassen wird (Psalm 55,23 – LUT 1912). Und damit meint er jene, die das Herz des Nächsten ansehen. Die Barmherzigkeit zeigen, nicht Mitleid, sondern Wertschätzung für jeden Anderen auf der Welt. Und dazu gehören die, die heute leiden müssen. Ihre Dankbarkeit ist riesig für jeden einzelnen Brotkrumen, ihre Offenheit reicht bis weit über die Tore des Himmels hinaus, denn sie wissen tatsächlich darum, was Gerechtigkeit Gottes bedeutet:

Es ist die Liebe zu sich und zu meinem Nachbarn, die uns auch dann trägt, wenn wir körperlich und seelisch unter Mangel leiden. Zufrieden ist der, der seinen letzten Hemdzipfel dem gibt, der in guten Kleidern daherkommt, weil er damit Gutes bewirkt hat.

Die Gesten der Gerechtigkeit, sie sind auch auf unserer Erde so zahlreich. Viel zu oft blicken wir auf die Untaten mancher Schönen und Reichen. Dabei sind es die Gerechten, auf die wir unser Augenmerk legen sollten. Es gibt sie tatsächlich: Der Mann, der die ältere Dame die Straße queren lässt, obwohl alle anderen Autofahrer vorbeirasen. Die Frau im Supermarkt, die von sich aus noch ein Stück Wurst oben aufpackt und uns dabei ein freundliches Lächeln zuschickt. Unser Vater oder unsere Mutter, die aus dem Nichts heraus wieder einmal feststellen: „Ich habe dich lieb“. Nein, das hilft den Waisen in der Wüste nicht weiter, doch vielleicht findet er den Mut, sich auf Eckart Brückens Worte aus 1982 einzulassen: „Gott will mit uns die Erde verwandeln. Wir können neu ins Leben gehn“ (EG 432.3). Doch dazu braucht er die,

die die Kraft dazu haben. Er braucht die Gerechten unter denen, die Wohlstand geringschätzen und doch die Ressourcen mitbringen für das, was in Strophe 3 des Kirchenliedes nämlich auch zu lesen ist: „Gott gab uns Hände, damit wir handeln“.

Ja, handeln wir für die, die keine Stimme haben in dieser ungerechten Welt von Menschen, unter denen sich zu viele befinden, denen egal ist, wie erfüllt ihr Leben eigentlich sein könnte. Die meinen, dass sie in ihrem jetzigen Materialismus schwelgen können und davon froh werden. Die aber nie dorthin kommen werden, wohin es viele Arme schon geschafft haben: In den Zustand von Glückseligkeit, weil sie niemandem trachten, sondern trotz ihres Nichts noch dankbar dafür sind, einfach da sein zu dürfen. Und sie wissen auch: „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein“, so steht es in Matthäus 4,4 (EU 2016). Aber natürlich brauchen wir das Brot, unser tägliches Brot, um über die Runden zu kommen und nicht zu verhungern. Doch vertrauen wir darauf, was der Nachsatz sagt, dann trägt uns die Aussicht auf die Offenbarung nach einer

besseren Welt vielleicht doch noch ein Stück weiter als nur mit einem leeren Magen: „... sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht“ (ebd.).

Gottes Worte sind nicht nur eine Durchhalteparole. Sie sind auch eine Bestätigung für die, die die Tragweite von Gottes Frieden zu schätzen wissen. Dieser kommt denn nur jenen zu, die ruhig schlafen können, weil sie reinen Gewissens sind.

Nicht die, die schlummern, weil sie neuerlich ausgebeutet und sich neue Millionen angehäuft haben. Ihre Alpträume werden später einmal wachrütteln und dann profitieren die, die heute so hilflos dasitzen, zurückgelassen und ängstlich vor dem Morgen. Gott hat uns in die Welt gestellt, um Gutes zu tun. Wir sollen nicht nur von seiner Gegenwart verkünden, nein, wir sollen gerade auch in unserer westlichen Welt aktiv werden:

Ob in Globalisierungsorganisationen, in Menschenrechtsvereinen, im Parteiergreifen für den Einzelnen, von dessen Armut und Hunger wir wissen – und vor allem mit den

kleinen Maßnahmen, mit denen wir Not vermeiden können, mit unserem Konsum, mit unserem ökologischen statt ökonomischem Dafürhalten.

Aus diesem Engagement wird eine Welle entstehen, die auch die umhaut, die sich heute noch auf festem Grund vermuten. Sie werden merken, dass es einsam werden kann, in Gottes Reich ausgeschlossen zu sein. „Der Gottlosen Arbeit wird fehlschlagen“, denn sie vermuten sich nur heute in Sicherheit. Was Sprüche 11,18 (LUT 1912) da andeutet, das geht noch weiter: „... aber wer Gerechtigkeit sät, das ist gewisses Gut“.

Ja, „Ehrlichkeit währt am längsten“, so dürfen wir die Hoffnung umschreiben, die aus Gottes Wort hervorgeht, wenn wir nach Gerechtigkeit fragen. Wir verstehen sein Tun nicht immer sofort, seine Zurückhaltung im Eingreifen. Doch hinter all dem steckt die tiefe Entschlossenheit, denen eine gesicherte Perspektive zu versprechen, die sich nicht anziehen lassen von den irdischen Süchten und Sünden aus Geld und Pomp.

Jürgen Henkys fasst es im Kirchenlied „Gib Frieden, Herr, gib Frieden“ in Strophe 4 zusammen: „Gib Mut zum Händereichen, zur Rede, die nicht lügt, und mach aus uns ein Zeichen, dafür, dass Friede siegt“ (EG 430).

Um Himmels Willen keine Höllenqualen!

Zwischen Himmel und Hölle, irgendwo dort wird sich entscheiden, wo wir nach unserem Ableben die Ewigkeit verbringen werden. In einem Paradies, in dem „Milch und Honig“ fließen – oder im Fegefeuer, dort, wo gerichtet wird und der Eintritt in die ständige Verdammnis nicht weit ist.

Glauben wir heute noch an die Geschichten, die uns oftmals in Kindestagen erzählt wurden, um uns zu disziplinieren, um aus uns gute Menschen zu machen, als Drohung vor dem „bösen Teufel“, dem Gegenspieler des „lieben Gottes“, der uns lässt Qualen erleiden für unsere Sündhaftigkeit auf Erden?

Vor ein paar Jahren fragte mich ein Junge während der Hausaufgabenbetreuung, ob er denn in die Hölle käme, weil er letztens bei Rot über die Ampel gegangen sei. Ob er es absichtlich getan habe und ob es ihm leidtue, fragte ich ihn danach. Ja, er versicherte, dass es nur ein Versehen war und er künftig besser aufpassen wolle. Ein typisches Beispiel für Sühne.

Er bereute, einen Fehler gemacht zu haben, er sah ein, dass etwas falsch war an seinem Verhalten. Nicht jeder von uns kann behaupten, so aufrichtig durch die Welt zu gehen. Eine kleine Lüge hier, eine andere Beichte dort – wie ernst meinen wir es mit unseren Bekundungen, mit der Bitte um Verzeihung?

Davon wesentlich abhängig wird sein, wo wir schlussendlich landen. Fegefeuer oder himmlische Heerscharen – ich glaube, wir dürfen nicht allzu wörtlich nehmen, was uns da auch schon in biblischen Worten suggeriert wird. In Maleachi 3,19 (LUT 1912) wird dramatisch dargestellt, was uns erwarten könnte: „Denn siehe, es kommt ein Tag, der brennen soll wie ein Ofen. Da werden alle Verächter und Gottlosen Stroh sein“.

Die Heilige Schrift arbeitet oftmals mit intensiven Bildern, um ihre Deutlichkeit zu unterstreichen. Nicht, weil mir eine andere Bibelstelle besser in den Kram passen würde, sondern weil ich sie eher verstehen kann als lautes Getöse um Feuer und Öfen, orientiere ich mich eher am Römerbrief.

Dort heißt es in Kapitel 6, Vers 23 (LUT 1912): „Denn der Tod ist der Sünde Sold; aber die Gabe Gottes ist das ewige Leben in Christo Jesu, unserm HERRN“. Wer zu Lebzeiten nicht Abstand nimmt von seinen Untaten, der kann auch nicht ehrlich in unseren Herzen bleiben. Es wird das bedauerliche Schauspiel der Vergessenheit sein, das diejenigen, die stets auf ihrer Überlegenheit und ihrem Egoismus beharrt haben, erfahren müssen. Denn wer blickt gern zurück auf die, die hochmütig waren und keine Einsicht zeigten bei dem, was sie an Sündigem taten?

Das Bild von Himmel und Hölle offenbart, dass wir die Chance haben, uns von falschem Verhalten zu distanzieren. Nicht lapidar, sondern überzeugend vor Gott, überzeugend vor unseren Opfern, überzeugend vor uns selbst. Diese Bußfertigkeit ist nicht leicht zu erlangen, sie muss oftmals erwachsen auf dem Boden des Jammerns im Selbstmitleid.

Umkehr, dazu lädt uns auch Johann Friedrich Ruopp in seinem Kirchenlied „Erneure mich, o ewigs Licht“ (EG 390) von 1704 ein.

In der zweiten Strophe hält er deutlich fest, was es braucht, um sich nach einer Missetat grundständig zu wandeln: „Schaff' in mir, Herr, den neuen Geist, der dir mit Lust' Gehorsam leist'“. Es braucht eine neue Grundeinstellung, mit der wir durchs Leben gehen, wenn wir darauf hoffen wollen, an einer dauernden Ausgrenzung nach unserem irdischen Dasein vorbeizukommen. Reue allein nutzt uns nichts, es muss uns Spaß machen, wieder ein rechtschaffender Mensch zu werden. So, wie Gott sich uns vorstellt, so sollen wir werden, damit wir auf Ewiges Leben vertrauen können.

Doch was ist Sünde, wann begehen wir wirkliche Fehler? Gott hat uns ein gutes Grundgefühl gegeben, selbst einzuschätzen, was wir richtig und falsch machen. Es ist nicht der Normenkatalog der Kirche, die uns aufschreibt, wann wir die Grenze zur Verfehlung erreicht haben. Wir können auch nicht handeln, die Zeit des Ablasses ist vorbei. Denn bereits Luther hat erkannt, dass nur die ehrfürchtige Buße Wirkung zeigt, um Ruhm auch noch nach dem Tode erlangen zu können.

Dass wir moralisch nicht erst zu Sündern werden, wenn das Strafgesetzbuch es vorsieht, das wissen wir heute allemal. Deshalb ist es immer gut, in sich hinein zu hören, ob das, was wir gerade tun, Gott gefallen würde. Der Gehorsam, den wir nach Ruopp Gott gegenüber leben sollen, er ist ein sicherer Hinweis dafür, wann wir in der „Hölle schmoren“ werden, wann wir also aus dem Geiste der Mitmenschen abhandenkommen, wann unser Name, unser Sein für immer in der Dunkelheit von Vergangenheit und dem Abgeschriebenwerden verschwinden wird.

Viele werden sich darum keine Gedanken mehr machen, denn sie leben nach ihrer Ansicht nur ein Mal. Es sind die Sünder, die uneinsichtig durch die Welt gehen – und die schon zu Lebzeiten Schwierigkeiten haben werden, in Gesellschaft und Gemeinschaft Anklang und Anerkennung zu finden. Hölle bereits im Diesseits, das ist möglich, solange wir rücksichtslos und ohne Bedenken über jegliche Mahnungen und Warnungen hinweggehen. Verantwortlich sind wir letztlich nur für unser eigenes Wohl.

Doch wir können im Glauben an einen Himmel, an einen Nachhall unserer Lebensgeschichte auch ohne Memoiren und Vita, Beispiel sein dafür, dass es sich lohnt, einen Lebensstil zu verändern. Nicht nur, weil wir damit die Aussicht haben, auch nach dem Tod noch im Bewusstsein der Welt zu sein, sondern weil es sich schon zu Zeiten unseres jetzigen Lebens auszahlt, als soziales Wesen um das Feingefühl der Fehlritte zu wissen. Himmel und Hölle beginnen heute und hier. Jeder hat die Wahl, selbst zu entscheiden. Gott lädt ein, in der Vernunft des Guten zu wandeln. „Ein reines Herz, Herr, schaff in mir, schließ zu der Sünde Tor und Tür“, so dichtete Heinrich Georg Neuss im Jahr 1703 (EG 389.1).

„Jesus ist kommen“
– ob mit oder ohne Jungfrau...

Maria war eine Jungfrau. Oder vielleicht doch nur eine junge Frau? Bis heute streiten sich Historiker, Theologen und vielleicht auch Biologen über die Frage, ob es stimmen kann, was uns Schrift und Kirche da über die Mutter Jesu vermitteln wollen. Doch seien wir ehrlich: Wie wichtig ist es tatsächlich, ob Maria den Sohn Gottes nun als Jungfrau gebar – oder ob es auf ganz natürlichem Wege geschah, ohne, dass wir davon heute wissen? Tatsächlich ist die Überlegung dann von großer Bedeutung, wenn wir die Jungfräulichkeit Marias auch mit der Unbeflecktheit in Verbindung bringen, mit der Überzeugung, dass Jesus der einzige Mensch war, der jemals ohne Erbsünde zur Welt gekommen ist. Für den weiteren Verlauf könnte das eine große Rolle spielen, denn: Kann nicht nur der, der selbst ohne Sünde ist, die Menschheit von ihren Verfehlungen befreien?

Wir sind durch unsere Geburt, aus der Verschmelzung von Eizelle und Spermium, mit der Todsünde belastet. Wir kommen auf

die Welt – und sind schon deshalb nicht ohne Fehl und Tadel, weil Adam und Eva im Paradies der Verlockung erlegen sind und die Menschheit fortwährend die Strafe für diese Sündhaftigkeit ertragen muss. Ungerecht, so scheint es, aber in der christlichen Lehre durchaus ein Bildnis, das sich vielerorts durchgesetzt hat.

Maria spielt dabei eine bedeutende Figur, denn empfing sie Jesus tatsächlich jungfräulich, so hätte sie den Bann der Erbsünde durchbrochen, so wäre Jesus frei davon und könnte auch dem Rest der Welt endlich die Last nehmen, die auf ihr liegt. Nicht allein die Sünden aus dem Paradies, die wir nur stellvertretend für die Torheit der beiden ersten Menschen mit uns schleppen, sondern auch die, die wir in unserem Leben selbst so angesammelt haben.

Wäre es aber nicht viel authentischer, wenn gerade derjenige uns von unseren Sünden losreißen würde, der genauso auf die Welt kam wie wir, der nicht nur das Kreuz auf seinen Schultern tragen musste, sondern auch dieselbe Sündhaftigkeit wie wir alle?

Warum muss ein König, wieso muss der Sohn Gottes von einer Jungfrau auserkoren werden, wie Martin Luther es in seinem Weihnachtslied „Vom Himmel hoch, da komm ich her“ (EG 24.1) schreibt? Es bedarf dieses Konstrukts für die Erfüllung der Schrift, mehr aber auch nicht. Für die eigentliche Botschaft spielt die Jungfräulichkeit Marias keine wesentliche Bedeutung. Denn Jesus hat uns die Sünden genommen, weil er am Kreuz gestorben ist – nicht, weil er von einer Mutter geboren wurde, die zu ihrem Kinde kam wie vom Regen in die Traufe. Das Bild der Jungfräulichkeit brachte Maria in große Schwierigkeiten, denn niemand konnte ihr wirklich den passenden Vater zum Kind zuordnen – bis, ja bis deutlich wurde, dass es nicht ein „normales“ Kind werden würde, das da auf die Welt kommt. Es ging auch hier nicht um Maria an erster Stelle, sondern um den Sohn Gottes, der „ist geborn eu'r Fleisch und Blut, eu'r Bruder ist das ewig Gut“, so schrieb Luther in EG 25.3. Das ist die wahre Aussage des Weihnachtsfestes, das wir feiern, weil wir nun endlich darum wissen, dass Gott einer von uns ist.

Aufgehoben ist die Distanz zwischen einem unpersönlichen Gott in der Ferne und den Menschen auf Erden, die alle möglichen Projektionen eines Herrschers im Kopf haben – nur nicht die eines solchen, der genau gleich aussieht wie sie selbst. Gerade, weil Jesus uns als Mensch so nahe ist, wäre es absurd zu glauben, er bräuchte eine Tadellosigkeit, um uns zu erlösen. Nein, er bedarf der Beflecktheit, die auch wir an uns haben. Wir sollten nicht nur das Bild des Vorbildes in uns tragen, das uns einen Menschen vor Augen führt, der sich von Wunder zu Wunder die Anerkennung seiner Jünger und Anhänger erkaufte. Jesus fiel durch seine Einfachheit auf – und bestach doch durch seine Geradlinigkeit.

Besonders, weil er oftmals nicht das machte, was in den Vorurteilen der damaligen wie der heutigen Zeit richtig gewesen wäre, weil er oppositionell war zu mancher Meinung derer, die damals die Weisheit für sich proklamiert hatten, erstaunte er und ließ Bewunderung für ihn wachsen. Doch warum maßen wir uns an, davon zu sprechen, dass sein Leben eines der völligen Sündenlosigkeit war?

Es wird keinem Menschen gerecht, ihn zu überhöhen. Auch Jesus ist nicht Gott gleich. Er ist der Sohn, er bringt uns die Allmacht seines himmlischen Vaters näher. Ob Josef oder ein ganz anderer Mann nun hinter der Schwangerschaft stand oder tatsächlich etwas passierte, was im Tierreich vielleicht gängig sein mag, für den Menschen aber als wundersam gilt, das wissen wir nicht. Und wir müssen es auch nicht wissen. Denn Jesus verliert nichts von seinem Antlitz, wenn wir wüssten, dass auch er einen leiblichen Vater besitzt. Und auch dann nicht, wenn er die gleiche Erbsünde in sich trägt wie wir alle. Völlig unangetastet davon bleibt die Frage, ob diese Todsünde von Gott eigentlich derart gedacht ist, wie uns das die Kirchen heute weismachen wollen. Aber das wäre ein anderes Thema.

Der Glaube fasziniert dadurch, dass er nicht alles erklärt, sondern Offenheiten lässt für die Exegese. Wir mögen davon überzeugt sein, dass die Jungfrau Maria gerade in der katholischen Kirche durch ihre Einzigartigkeit, ein Kind trotz Enthaltensamkeit überkommen zu haben, verehrt werden muss.

Wir dürfen aber gleichsam auch daran festhalten, dass Maria dieses Kind zur Welt brachte, völlig losgelöst von der Fragestellung, wie es zur Schwangerschaft kam. Im Endeffekt war es der Heiland, der uns geschenkt wurde. Mit seiner Größe überdauert er manch ein Kleinklein, in dem wir uns aus Gründen von Dogma und Lehre verstricken. Richten wir unser Augenmerk auf die Aussendung, die Johann Ludwig Konrad Allendorf 1736 bereits aufschrieb: „Jesus ist kommen, Grund ewiger Freude; A und O, Anfang und Ende stehen da! Gottheit und Menschheit vereinen sich beide; Schöpfer, wie kommst du uns Menschen so nah!“ (EG 66.1).

Die Christliche Sexuallehre: Wie eindeutig ist die Schrift?

Nein, überrascht bin ich nicht. Dass der Vatikan eine deutliche Absage an die Segnung homosexueller Paare erteilt hat, verwundert keinesfalls. Wenngleich noch immer viele Katholiken davon überzeugt sind, dass Papst Franziskus einen liberaleren, menschlicheren und empathischeren Kurs als seine Vorgänger fährt, beweist die aktuelle Entscheidung das Gegenteil: Man hat selten einen wankelmütigeren Pontifex erlebt, der sich um alle heiklen Fragen windet wie ein Aal.

Einerseits rät er Eltern von Kindern, die homosexuelle Neigungen zeigen, einen Besuch beim psychiatrischen Facharzt an⁵ – eine Aussage, die Rom später relativierte. Gleichzeitig betont er die Würde von LGBT-Menschen, die auch die Kirche in ihren Reihen willkommen heißen müsse. Konkrete Aussagen aber gibt es nicht – außer der scheinbar eigenwilligen Konnotation biblischer Textstellen, aus denen der Vatikan seine Feststellung ableitet, dass zumindest gelebte Homosexualität Sünde sei.

Die Aussage der römischen Glaubenskongregation scheint in dieser Hinsicht unmissverständlich. Daher wird eine solche Überzeugung auch in Teilen der katholischen wie in evangelikalischen Kirchen weiterhin unumstößlich praktiziert und muss zur unmittelbaren Konsequenz führen, dass ein Bund zweier Gleichgeschlechtlicher nicht unter dem Segen Gottes stehen kann. Wenngleich man im Vatikan auch Schwule und Lesben als Geschöpfe des Herrn ansieht, gilt zumindest ihr sexuelles Verhalten als nicht vereinbar mit den Lehren der Heiligen Schrift. Ein Großteil der protestantischen Kirchen hat hierzu mittlerweile eine andere Position eingenommen, obwohl auch dort teils erbittert gerungen wird.

Denn da reiben sich die Verse 8 und 11 aus 1. Johannes 4 – EU 2016 („Wer nicht liebt, hat Gott nicht erkannt; denn Gott ist Liebe.“ [...] „Ihr Lieben, hat Gott uns so geliebt, so sollen wir uns auch untereinander lieben.“) sowie 3. Mose 18,22 – EU 2016 („Du darfst nicht mit einem Mann schlafen wie man mit einer Frau schläft; das wäre ein Gräuel.“) – und scheinbar lässt sich der Widerspruch auf den ersten Blick auch nicht auflösen.

Schließlich erweckt gerade der Johannesbrief den Eindruck, als sei jede Form der Liebe von Gott zu den Menschen, seine Agape, gutzuheißen. Nein, sogar mehr: Wer liebt, der ist in Gott. Kein Ton von Ausgrenzung schwul-lesbischer Zärtlichkeit und Nähe. Dagegen macht Levitikus deutlich, dass praktizierte Sexualität zwischen zwei Personen desselben Genus nicht vorgesehen war. Die kritische Exegese weist darauf hin, dass zu Zeiten der Bibelentstehung ein Miteinander von Menschen gleichen Sexus undenkbar gewesen ist – eine Ablehnung also rein aus der Unbekanntheit heraus entstanden ist. Sicherlich hatte auch die Vorstellung einer bestimmten Form des gleichgeschlechtlichen Liebesakts Widerstand provoziert. Ich selbst sehe in der Übersetzung aus dem Hebräischen gewisse Defizite und vermute, dass nicht vom Beischlaf zwischen zwei Männern gesprochen wurde, sondern vom Akt eines Mannes mit einem „Jüngling“. Diese Interpretation würde allein vom Kontext Sinn machen – und die sich stabil haltende Sichtweise in Frage stellen, ob die Bibel denn tatsächlich eine wertende Aussage über die Homosexualität trifft.

Denn man mag sich durchaus vorstellen, dass die Schrift nach einem ganz bestimmten Willen, mit einer religiösen und ideologischen Intention, ausgelegt werden soll – zumindest dann, wenn es um Machtansprüche im Kirchenapparat geht.

Der bewahrende Klerus hat auch unter Franziskus die Oberhand, daran gibt es keinen Zweifel. Deshalb sind die hilflosen Versuche von Jorge Mario Bergoglio auch erklärbar: Seine Flucht nach vorne wird von radikalen Kräften gebremst, das zeigen die Schwankungen in der Durchsetzungskraft und den Deutungen des Papstes, auf die sich kaum noch jemand verlassen kann. Wie viele Nachfolger Petri in der Vergangenheit, so schafft es auch Franziskus nicht, sich innerhalb der festgefahrenen Strukturen zu emanzipieren. Ob er tatsächlich homosexuelle Liebe ablehnt, wird man aus seinen Einlassungen wohl auch künftig nicht erfahren. Im Moment scheinen die Zeichen neuerlich auf Restriktion zu stehen. Für schwule und lesbische Katholiken kein guter Zeitpunkt, um auf geistlichen Beistand für die Partnerschaft zu hoffen. Gerade deshalb macht die Aktion von Priestern Hoffnung,

die immer wieder bewusst alle Liebenden segnen – denn sie verbreiten damit Zuversicht, dass nicht wenige Kleriker an der Basis, aber auch viele Gemeinden in ihrer Gesamtheit, hinter der Segnung jedes Menschen stehen, besonders dann, wenn sie in wertschätzender Zuneigung zueinander leben und nicht selten über Jahre und Jahrzehnte in verantwortungsvoller Gemeinschaft sind.

Nein, Kirche muss sich nicht dem Mainstream anschließen, sie darf aber auch nicht den Fehler machen, ein Regelwerk wie die Bibel ausschließlich im Wertenumfeld von vor 2000 Jahren zu betrachten. Ohnehin: In Genesis ist deutlich festgehalten, dass es nicht dem Geistlichen zusteht, über die Legitimation des Segens für den Einzelnen zu urteilen. Denn als Diener des Herrn handelt er allein stellvertretend für Gott. Und dessen Haltung wird klar, wenn wir in 1. Mose 12,2 lesen: „... [ich] will dich segnen und [du] sollst ein Segen sein“ (LUT 1912). Das Zitat enthält keinerlei Beschränkung, weshalb das Segnen von Paaren jedweder sexuellen Orientierung ganz im Sinne der „Heiligen Schrift“ ist.

Der Lebenswert ist nicht verhandelbar!

Ich gebe zu: Lange Zeit vertrat ich die Ansicht, Sterbehilfe jeglicher Art müsse konsequent verboten sein. Immerhin sagt uns ja bereits 5. Mose 30,19 – LUT 1912: „[...] ich habe euch Leben und Tod, Segen und Fluch vorgelegt, daß du das Leben erwählst [...]“. Die immer wiederkehrende Frage von Christen war also auch für mich: Dürfen wir ein Geschenk Gottes von uns aus zurückgeben, wenngleich er uns selbst dazu auffordert, auch im Moment größter Zweifel an unserem Leben festzuhalten?

Nicht nur durch eigene Erkrankung hat sich meine Einstellung relativiert. Zweifelsohne: Ärzte sind heute in der Lage, das Leiden erträglich zu machen. Schmerz- und Palliativmedizin ermöglichen vielen schwerstkranken Menschen auch in den letzten Tagen vor ihrem Sterben ein Dasein in Würde, das Hospizwesen schafft nicht nur für Angehörige ein Abschiednehmen ohne Qual. Doch wie steht es um die Frage nach dem Lebenswillen? Trotz wissenschaftlicher Fortschritte gibt es noch immer Gebrechen, die mit einer massiven Drangsal verbunden

sind – und gegen die es an adäquaten Mitteln fehlt, um die weitere Existenz eines Menschen erträglich zu machen. Ja, ich finde es richtig, dass die deutschen Höchstrichter festgestellt haben, wonach wir alle zu jedem Zeitpunkt unseres Lebens das Recht auf Selbstbestimmung haben. Denn es geht nicht darum, ob die Gesellschaft sich wünscht, dass eines ihrer Mitglieder auch in schier ausweglosen Situationen weiterkämpft. Der Umgang mit dem persönlichen Elend ist eine überaus subjektive Angelegenheit. Daher wäre es übergriffig, wenn wir als Außenstehende versuchen würden, einen anderen zum Weitermachen überreden zu wollen.

Ich bin fest davon überzeugt, dass sich die allermeisten Menschen, die sich in einer Situation der Entscheidung über den eigenen Tod befinden, über ihr Verhalten und die Konsequenzen bewusst sind. Zwar mögen manches Krankheitsbild und die Angst vor der Not und einem Schlusstrich unter das Leben zu einer psychischen Dekompensation führen, die eine zuverlässige und rechtlich bindende Aussage ausschließt.

In der überwiegenden Mehrheit sind wir aber verpflichtet, den Wunsch eines suizidwilligen Menschen ernst zu nehmen. Das Bundesverfassungsgericht hat in bereits erwähnter Grundsatzentscheidung (BVerfG, Urteil des Zweiten Senats vom 26. Februar 2020 - 2 BvR 2347/15 -, Rn. 1-343) dem Gesetzgeber ausdrücklich erlaubt, die Förderung der gewerblichen Suizidbeihilfe an bestimmte Voraussetzungen zu knüpfen. Deshalb halte ich es für sinnvoll, dass wir mithilfe eines abgestuften Konzeptes garantieren, die tatsächliche Offenheit zum Selbstmord durch das Abklopfen der Willensbereitschaft des Einzelnen zu prüfen.

Denn auch wenn der Freitod nach den Maßgaben des Gerichts zu jedem Zeitpunkt möglich sein muss, besteht gleichzeitig kein Anspruch auf Suizidbeihilfe. Was nach der Quadratur des Kreises klingt, kann allein durch eine Entlastung aller Beteiligten aufgelöst werden. Und sie ist ausschließlich durch Beratung erreichbar – das zeigt uns das Beispiel des Schwangerschaftsabbruchs, der zu Recht an dieselbe Bedingung geknüpft ist. Um dem Suizidwilligen eine möglichst neutrale und ergebnisoffene

Aufklärung zu gewährleisten, dürfen die beratenden Stellen weder dem Staat untergeordnet, noch einem gewinnorientierten und interessengeleiteten Verein unterworfen sein. Neben der psychologischen Erfassung und Bewertung des Suizidwunsches, einer ärztlichen Einschätzung über die tatsächliche Ausweglosigkeit der persönlichen Lebenssituation und der Überprüfung der Entscheidungsfähigkeit des Patienten, liegt die Aufgabe des Beratungsgesprächs zwingend in der Darlegung von alternativen Angeboten von Lebensverlängerung und Lebenshilfen, die manch hoffnungsloser Mensch in der seelischen Einengung seiner Pein nicht erkennen kann. Nein, der Suizidwillige darf damit in seinem Entschluss nicht beeinflusst werden. Viel eher soll ihm die Möglichkeit eingeräumt werden, seinen Entschluss nochmals in allen Facetten zu durchdenken. Denn nicht selten stellt ein Lebensüberdruß eine alleinige Momentaufnahme dar, deren Konsequenz im Zweifel aber unumkehrbar sein könnte. Und wir wissen darum, wie viele Menschen nach einem fehlgelaufenen Suizidversuch dankbar sind, dass es nicht geklappt hat.

Deshalb scheint es auch zweckmäßig, den Sterbewilligen durch die Beratung nicht zeitlich unter Druck zu setzen. Gleichsam ist es für den Mediziner, der sich durch Bereitstellung eines tödlichen Medikaments zur Suizidbeihilfe entschließt (und nach dem verfassungsrichterlichen Urteil und der Änderung der Berufsordnung keine standesrechtlichen Folgen mehr befürchten muss), eine Beruhigung für das eigene Gewissen, wenn sein Tun auf einer mehrfach hinterfragten Entscheidung des Patienten beruht. Auch die Nächsten des Suizidwilligen können nicht nur im Falle der eigenständig geleisteten Suizidbeihilfe leichter mit dem Freitod umgehen, wenn sie wissen, dass die Abwägung nochmals auf all ihre Plausibilität abgeklopft wurde.

Ich halte überdies eine größtmögliche Differenzierung des Einzelfalls für notwendig. Denn ich kann mir nicht vorstellen, dass wir auf den Wunsch nach dem Lebensende eines 30-Jährigen mit einer therapieresistenten Depression genauso antworten können wie auf die Entscheidung eines 80-jährigen Krebskranken im Endstadium.

Kein Zweifel: Jedes Leben hat den gleichen Wert. Und Ziel muss es sein, Menschen in jeder Situation zum Leben zu ermutigen. Doch ich denke, dass es sowohl für Ärzte, die ein todbringendes Medikament verschreiben, aber auch für die Angehörigen des Suizidwilligen einen großen Unterschied macht, welche objektive Perspektive für die zukünftige Lebensqualität des Individuums besteht. Menschen in einer seelischen Krise, die vorübergehend den Lebensmut verlieren, bedürfen Hilfe zum Leben, nicht Unterstützung für das Sterben. Oftmals ist es die fehlende Information über Möglichkeiten der modernen Psychiatrie und Neurologie, welche denjenigen doch noch Zuversicht geben können, bei denen scheinbar kein Arzneimittel mehr wirkt. Ohnehin: Es braucht bei aller Debatte um Suizidbeihilfe einen viel stärkeren Einsatz für den weiteren Ausbau von Hilfsstrukturen.

Seit Jahren liegt die weitere Überarbeitung der Bedarfsanalyse für Psychotherapieplätze auf Eis, fehlt es an Psychoonkologen und Schmerzmedizinern im ambulanten und stationären Bereich, die Forschung zur Palliativmedizin bedarf weiterhin

Fördergelder für neue Erkenntnisse – und nicht zuletzt sind der Ausbau von konfessioneller und konfessionsloser Seelsorge und die finanzielle Unterstützung des Hospizwesens eine Aufgabe, die mindestens gleichrangig zur gesetzlichen Neuregelung der Sterbehilfe verfolgt werden muss. Nein, wir dürfen nicht verkünden, dass es auch im 21. Jahrhundert bei allen transhumanistischen Errungenschaften menschliche Verzweiflung gibt, weil es uns eben nicht gelingt, die Folgen von Krankheit derart abzumildern, dass dem Patienten in seiner ganz persönlichen Empfindung ein lebenswertes Weiterexistieren geschenkt werden kann. Für diese Fälle ist es richtig, dass der Gesetzgeber handelt. Strafrechtliche Regelungen braucht es nach meinem Dafürhalten dafür jedenfalls nicht.

Uns werden auch künftig gesetzliche Vorgaben abgerungen, mit denen wir nicht nur ethisch zu kämpfen haben. Denken wir an die Frage, wie ein Sterbewilliger behandelt werden soll, der nicht mehr in der Lage ist, seinen Selbstmord eigens herbeizuführen. Denkt man nämlich die Entscheidung aus Karlsruhe noch ein Stück

weiter, könnten wir schon bald mit solchen Fallkonstellationen betroffen sein, in denen auch indirekte oder passive Sterbehilfe den Wunsch nach Selbstbestimmung nicht umsetzen können. Ja, wir müssen unsere Gesellschaft vor moralischen Dambrüchen bewahren. Doch wir dürfen uns um die diffizilsten Entscheidungen auch nicht drücken. Gott gibt uns und all jenen, die in der schwierigen Frage der Sterbehilfe hadern und feststecken, das so wichtige Gut der Gelassenheit – denn: „Der Langmütige ist reich an Einsicht [...]“ (Sprüche 14,29 – EU 2016). Daher mahne ich dazu, den in der aktuellen Debatte bewiesenen Konstruktivismus des politischen Diskurses auch fortan zu praktizieren. Denn nur, wenn wir Populismus und Ideologie aus der Diskussion heraushalten, werden wir es schaffen, auch in der Zukunft konsens- und mehrheitsfähige Wertmaßstäbe zu setzen. Und auch wenn wir uns darauf verlassen mögen, dass Gott das letzte Wort über unseren eigenen Tod haben wird („... daß der Mensch nicht wissen soll, was künftig ist...“, Prediger 7,14 – LUT 1912), so lädt er doch zu unserer Mitwirkung am Entscheidungsprozess ein.

Zumindest fordert er ein, uns im Kampf um die Frage des persönlichen Lebenschlusses mit unserer Not und Unklarheit an ihn zu wenden: „So aber jemand unter euch Weisheit mangelt, der bitte Gott, der da einfältig gibt [...]“ (Jakobus 1,5 – LUT 1912). Damit stehen wir also in der wohl schwierigsten Phase unseres Daseins, wenn es um die Abwägung zwischen Durchstehen von Qual und dem Entscheid zum Tod geht, nicht ohne seinen Rat allein. Letztendlich dürfen wir nach biblischem Verständnis darauf vertrauen, dass Gott uns etwas vom Leiden nimmt, wenn er es für uns als unzumutbar betrachtet: „[...] und erlöste die, so durch Furcht des Todes im ganzen Leben Knechte sein mußten“ (Hebräer 2,15 – LUT 1912). Denn auch wenn er uns lange in Schmerz „schmoren“ lässt, so wird er unsere Pein erkennen und nicht untätig bleiben: „Ich hatte sehr lange geschwiegen, ich war still und hielt mich zurück. Wie eine Gebärende will ich nun schreien, ich stöhne und ringe um Luft“ (Jesaja 42,14 – EU 2016).

Zusammenfassend bleibt es aber bei meiner Überzeugung zu menschlicher Souveränität:

Wir können nicht von jedem verlangen, auf die Erfüllung der göttlichen Prophezeiung zu warten (vgl. „In ihm sind wir auch als Erben vorherbestimmt nach dem Plan dessen, der alles so bewirkt, wie er es in seinem Willen beschließt [...]“, Epheser 1,11 – EU 2016). Deshalb baue ich auf das Verständnis Gottes, dass wir uns nach reiflicher Überlegung und inniger Zwiesprache mit ihm in unserer eigenen Verantwortung dazu entschließen dürfen, wann unsere irdische Existenz ein Ende nehmen kann. Denn es ist mit meinem Glauben vereinbar, dass ich ein anderes, eine von der des Herrn abweichende Wahrnehmung über das Unerträglich habe – und damit befinden kann, wie lange ich von seiner Gabe des Hierseins koste: „[...] und wer da will, der nehme das Wasser des Lebens umsonst“ (Offenbarung 22,17 – LUT 1912). Insofern möge Gott es verzeihen, wenn jemand seine Hand aus dieser Quelle zurückzieht und beschließt, genug davon genossen zu haben.

Anmerkung: Sollten Sie selbst unter suizidalen Gedanken oder Absichten leiden, wählen Sie den Notruf unter Tel.: 112 oder wenden Sie sich an die „Telefonseelsorge“ unter 0800 / 111 0 111.

Verantwortung ist keine Diskriminierung!

Immer wieder erfährt die Lebensrechtsbewegung Gegenwind, doch wiederholt muss sie auch die volle Breitseite von Befürwortern des Schwangerschaftsabbruchs ertragen. Verschiedene Parteien fordern regelmäßig aufs Neue, die Abtreibung solle in der Bundesrepublik vollends legalisiert werden, sämtliche Einschränkungen und Normen aus dem Strafgesetzbuch gestrichen werden. Begründet wird diese konsequente Haltung erwartungsgemäß mit dem Entscheidungsrecht der Frau.

Und natürlich spreche auch ich mich dafür aus, diese emanzipatorische Errungenschaft hochzuhalten. Doch Selbstbestimmtheit geht zwingend mit Eigenverantwortung einher – und sie beginnt bereits vor dem Geschlechtsakt, nicht zuletzt, weil Gott bereits früh den Plan auf ein neues Leben ansetzt: „Ich kannte dich, ehe denn ich dich im Mutterleibe bereitete, und sonderte dich aus, ehe denn du von der Mutter geboren wurdest [...]“ (Jeremia, 1,5 – LUT 1912).

Zunächst: Ich habe viel Verständnis dafür, dass Frauen Zugang zu Abtreibung erhalten, wenn sie ungewollt schwanger werden. Doch gerade diese Situation tritt gerade bei uns in Zeiten, in denen wir - wie nie zuvor - über die Konsequenzen des Sexualverkehrs selbst-bestimmen (!) können, nur noch selten auf.

Es entspricht nämlich keinesfalls dem Bild mündiger Frauen, das nicht nur Linke zu Recht zeichnen, wenn zwischen One-Night-Stand und kurzem „Quickie“ die mögliche Folge des schnellen Seitensprungs erst gar nicht bedacht wird.

Familienplanung, Schwangerschaft und Kinderkriegen sind kein Spaß, sondern stellen an Vater und Mutter bereits mit dem Entschluss zu sexueller Zärtlichkeit hohe Anforderungen: Der Traum von Nachwuchs reift im Bewusstsein heran – und sollte entsprechendes Gewicht bekommen.

Wer nicht bereit ist, ein Baby auszutragen, dem stehen heute sämtliche Chancen zur Verhütung offen. Daran sollten beide Partner früh genug denken, denn die

Unbeschwertheit mancher Frau, die gedankenlos ins Date einsteigt, zeugt von fehlendem Respekt gegenüber dem Wert und der Einzigartigkeit von ungeborenem Leben. Eine Mentalität, in der man sich auf das „Wegmachen“ eines heranwachsenden Kindes verlässt, ist weder mit einem christlich-humanistischen Menschenbild vereinbar, noch zeugt sie von der Bereitschaft, einen Embryo als weit mehr denn einen alleinigen „Zellklumpen“ anzusehen. Sie läuft der biblischen Sichtweise zudem komplett zuwider: „Als ich noch gestaltlos war, sahen mich bereits deine Augen“ (Psalm 139, 16 – EU 2016).

Besonders betroffen machen mich Aussagen von Feministen, wonach Frauen, die eine Abtreibung in Anspruch nehmen wollen, aber durch die derzeitige Gesetzeslage vorab entsprechende Hürden nehmen müssen, nicht länger diskriminiert werden dürfen. Gemäß übereinstimmender Definition kann eine Diskriminierung lediglich die Benachteiligung eines Menschen sein, der aufgrund von Vorurteilen, Stereotypen oder Eigenschaften ausgegrenzt, abgestoßen und herabgewürdigt wird.

Wem gegenüber soll eine schwangere Frau, die sich für eine Abtreibung entscheidet – hierfür aber zunächst eine Bedenkzeit einlegen muss – objektiv schlechter gestellt sein?

Ich sage ganz deutlich: Jegliche Verunglimpfung gegenüber werdenden Müttern, die sich in größter Not für einen Schwangerschaftsabbruch entscheiden, ist nicht hinnehmbar – und sie gehört auch nicht zu meinem Stil. Doch es ist ein Schlag ins Gesicht der Menschen, die tatsächliche Diskriminierung erfahren, wenn sich Schwangere, die in aller Regel frei in den Geschlechtsverkehr eingewilligt und damit eine Selbstverpflichtung zum Verantwortungsbewusstsein gegenüber ihrem Körper mitsamt des heranwachsenden Kindes übernommen haben, zum Opfer von Unverständnis stilisieren.

Nein, werdende Mütter sind nicht krank, sie sind nicht behindert und sie unterscheiden sich auch in ihren Persönlichkeitsmerkmalen nicht von anderen Frauen.

Daher kann die Begründung für den Wunsch nach Abschaffung der Abtreibungsgesetze nur zynisch sein, solange sie auf der haltlosen Behauptung fußt, Schwangere würden diskriminiert. Solch eine Argumentation verzerrt die Tragweite tatsächlicher Ausgrenzung von Menschen, die aufgrund ihres Minderheitendaseins offensichtlich benachteiligt werden – und sie verharmlost damit die reale Diskriminierung von Personen, die aufgrund ihrer scheinbaren Ungleichheit separiert werden.

Deshalb halte ich abschließend die Thesen, die die Anhänger der Freigabe von Schwangerschaftsabbrüchen wiederkehrend anführen, für gänzlich untragbar, weil sie der effektiven Exklusion von Individuen einen Bärendienst erweisen.

Gleichsam weise ich auch das Ansinnen zur Abschaffung des Verbots von Werbung für Abtreibungen zurück, wengleich auch diese Forderung bislang kaum auf eine Mehrheit hoffen konnte. Neben der allgemeinen „PR“ für den Schwangerschaftsabbruch stoßen sich Kritiker am entsprechenden Paragraphen vor allem daran, dass es Ärzten auch heute

noch nicht erlaubt ist, öffentlich über die fachlichen Fragen und Abläufe einer Abtreibung zu informieren. Zwar können sich Mediziner, die bereit sind, Schwangerschaftsabbrüche vorzunehmen, der Allgemeinheit gegenüber bekannt machen. Eine thematische Auseinandersetzung mit der Abtreibung, beispielsweise auf der Praxis-Homepage, bleibt aber verboten.

Und so beklagen nicht zuletzt Frauenrechtsorganisationen, dass Abtreibungswillige durch diese Einschränkung gezwungen sind, sich aus anderen – oftmals unseriöseren Quellen – die entsprechenden Informationen zu besorgen und schlussendlich beraten zu lassen. Doch letztlich ist die Werbung für einen Schwangerschaftsabbruch nicht mit der Werbetafel für einen Schokoladenriegel oder dem Fernsehspot über ein Waschmittel zu vergleichen. Es hat seine guten Gründe, dass wir in Deutschland zurückhaltend sind, wenn es um Werbung über medizinische Eingriffe geht. Denn man besorgt sich einen Termin für die Abtreibung eben nicht so leicht wie ein neues T-Shirt.

Nicht umsonst sind verschreibungspflichtige Medikamente von der Werbung ausgeschlossen, da deren Einnahme einer zwingenden ärztlichen Beratung bedarf. Und so verhält es sich auch mit dem Schwangerschaftsabbruch. Eine ausführliche Aufklärung, die zwar ergebnisoffen, aber dennoch umfassend informieren soll, scheint angesichts der Konsequenz, die eine Abtreibung für die schwangere Frau, das ungeborene Leben und seine gesamte Familie hat, dringend erforderlich – und verfassungsrechtlich geboten. Insofern würde diese neutrale Beratung ad absurdum geführt, würde bereits vorab durch interessengeleitete Werbemaßnahmen Einfluss auf die Schwangeren genommen.

Denn letztlich sind auch Ärzte Dienstleistende, denen ich voller Verständnis eine lobbyfreie Unterrichtung von abtreibungswilligen Frauen nicht zumuten will. Überhaupt: Bei einem medizinischen Eingriff geht es nicht darum, sich für den Kauf eines Produkts zu entscheiden, sondern in eine folgenschwere Zäsur einzuwilligen, die vor allem seelische Leiden hinterlässt.

Dieser Umstand ist auch den abtreibungswilligen Frauen weitgehend unbekannt, weil selbst in vielen Abtreibungspraxen die erhöhte Zahl an Depressionserkrankungen nach einer Abtreibung verschwiegen wird. Und solange wir nicht bereit sind, eine ehrliche Aufklärung zu betreiben, muss diese Aufgabe allein den unabhängigen Beratungsstellen vorbehalten bleiben. Schlussendlich gilt nämlich: Auch wenn unsere Gesellschaft im 21. Jahrhundert mehrheitlich dafür bereit ist, die Gleichberechtigung der Frau uneingeschränkt anzuerkennen, heißt das noch nicht, Frauen in dieser besonderen Stellung als Schwangere im Rahmen ihrer Selbstbestimmung aus der Verantwortung zu entlassen, sich bei derart gravierenden Einschnitten einer Abtreibung, die von gesamtgesellschaftlicher Bedeutung ist, einer objektiven Aufklärung verschließen zu können. Und sie bleibt nur dann möglich, wenn sie von jenen angeboten wird, die aus dem Schwangerschaftsabbruch keinen Profit ziehen. Ärzte sind aufgrund ihrer ethischen Stellung verpflichtet, auf Werbemaßnahmen für die Abtreibung verzichten zu müssen.

Juristisch gesehen haben sie als Selbstständige sicherlich das Recht, über ihre Leistungen Transparenz walten zu lassen. Aufgrund der sensiblen, folgenreichen und in unserem Land moralisch weiterhin höchst umstrittenen Frage nach der Legitimation des Schwangerschaftsabbruchs, scheint es allerdings gerechtfertigt, dass sie aufgrund ihres Eides keine Anreize schaffen dürfen, die die Abwägung über eine Abtreibung der Frau in irgendeine Richtung ablenken würde. Denn wohin die Freigabe der Werbung für den Schwangerschaftsabbruch führt, können wir an den jahrelang steigenden Zahlen der Suchterkrankten aufgrund massiver Zigarettenwerbung beispielhaft erkennen.

Wir müssen künftig daran festhalten, Frauen in der anspruchsvollen Zeit nach der Empfängnis beizustehen. Es braucht darüber hinaus auch fortan das obligatorische Beratungsgespräch, um Schwangeren die Gelegenheit einzuräumen, unter Darlegung aller Fakten eigenständig und unvoreingenommen über die Zukunft ihres Kindes zu befinden, anstatt alleine und im Affekt zu verfügen.

Eine Zulassung der Abtreibung zu jedem Zeitpunkt der Schwangerschaft käme einer ethisch nicht vertretbaren Tötung eines herannahenden Babys gleich, dessen Würde und Existenzrecht nach meiner Überzeugung mit der sexuellen Verschmelzung von Mann und Frau beginnt. Selbstverständlich müssen Ausnahmen beibehalten werden, ob bei Vergewaltigung oder bedrohter Gesundheit der werdenden Mutter. Einen Freifahrtsschein für den Schwangerschaftsabbruch verurteile ich allerdings auf das Schärfste, weil er den Schutz des kommenden Lebens konterkariert.

Frauen haben das Recht an ihrem eigenen Körper – und sind damit gleichzeitig dem Existenzanspruch ihres Kindes verpflichtet. Statt über eine Liberalisierung des Abtreibungsrechts zu debattieren, müssen wir den Ausbau von Unterstützungsleistungen des Staates einfordern, in dessen Rechenschaft es liegt, Familien und alleinerziehende Mütter mit ihrem Nachwuchs nicht mittellos zurückzulassen.

Neben finanzieller Förderung bedarf es einer Intensivierung sozialpädagogischer, psychologischer und erzieherischer Hilfen. Das ist eine gesamtgesellschaftliche Aufgabe, denn es liegt an uns allen, Kinder als Sicherung des Fortbestandes unserer Spezies und größtes Geschenk an den Menschen tatkräftig auf Erden willkommen zu heißen. Ja, es mag sein, dass mich viele Frauenrechtler bei diesem Thema für wertkonservativ und rückständig halten.

Für mich gehört zur Aufrichtigkeit aber auch die Bereitschaft, im Zweifel singuläre Meinungen gegen den zeitgeistigen Strom zu verteidigen. Ich bin wohl kein Feminist, dafür kann ich morgens aber noch immer guten Gewissens in den Spiegel sehen...

Glauben Sie tatsächlich an die Auferstehung? Puh, ja, was soll man da sagen? Mich fragte kürzlich erst wieder ein Mitchrist, der in große Zweifel darüber gekommen war, ob das den wirklich so passiert sein könne, wie uns die Schrift es verheißt. Nun ja, so viel sagt sie uns gar nicht, sondern sie lässt – wie so oft – den nötigen Spielraum für Interpretationen. Denn das ist die Kunst des Glaubens: Botschaften zu senden, ohne, dass sie eine eindeutige, eine für jeden gültige Erklärung haben müssen. Er könne sich viel eher vorstellen, so sagte mein Kollege, dass Jesus überhaupt nicht tot war. Man hätte doch damals gar nicht die Möglichkeiten gehabt, um endgültig festzustellen, ob der Tod eingetreten sei – oder eben nicht. Schlussendlich war das Grab leer – und Jesus schlichtweg „abgehauen“.

Überrascht war mein Freund dann aber, als ich sagte: „Ja, so glaube ich das auch“. Entsetzt blickte er mich an: „Aber du bist doch so ein gläubiger Christ. Muss für dich

hinter der Auferstehung nicht ein Wunder stecken?". Nein, das muss es nicht. Kirchen suggerieren uns oftmals, dass es bedeutsame Ereignisse bräuchte, um das Alleinstellungsmerkmal einer Religion verteidigen zu können.

So, wie die wundersame Auferstehung eines Menschen vom Tod. Dabei frage ich mich – wie bei vielen anderen Beispielen aus dem christlichen Glauben auch –, was sich tatsächlich ändern würde, wenn Jesus „nicht richtig tot“ war, was wäre anders, wenn er vielleicht „nur“ wiedererwacht wäre?

Für mich tut sich nichts an der Faszination der eigentlichen Aussage, die hinter diesem trotz – und gerade wegen – aller rationalen Einwände unglaublichen Moment steht. Wir dürfen nicht verzagen. Mit dem Tod ist nichts vorbei. Das Leben mag irdisch beendet sein, doch was bleibt, das ist viel mehr. Die Ewigkeit, für mich ist sie nicht die Verheißung auf ein Danach im Jenseits, sondern das Wissen darum, dass wir auf dieser Welt nicht vergessen werden. Auch dann nicht, wenn wir im Grab verschwinden.

Jesus hat es uns vorgemacht: Nach 2000 Jahren sprechen wir über ihn, laben uns an den Geschichten, die über sein Leben erzählt werden, welches uns antreibt, in seine Nachfolge einzutreten. Auch wir haben unser Leben nicht umsonst gelebt.

Viel eher zeugt die Auferstehung davon, dass wir in das Gedächtnis der Menschen zurückkehren. Dass wir ihnen wahrlich nochmals und immer wieder erscheinen mit dem, was wir hinterlassen – an Werken, an Taten, an Gedanken, an Gefühlen. Die Spuren, die wir auf die Erde gesetzt haben, sie werden wahrlich erst sichtbar, wenn wir den Weg freigeben. Nach unserem irdischen Dasein wird die Saat dessen aufspringen, was wir gesät haben während unserer menschlichen Existenz. Nein, ich glaube nicht, dass wir leibhaftig wieder vor unseren Lieben stehen. Aber ich bin fest davon überzeugt, dass nach unserem Leben viel zurückbleibt. Es war zwar die Sensation des leeren Grabes, die wir gerade in Zeiten der Medien, die nur so auf prominente Schlagzeilen anspringen, verstehen können als das, was sich die Menschen damals vorrangig erzählten.

Martin Gotthard Schneider dichtete 1975 in seinem Kirchenlied „Eine freudige Nachricht breitet sich aus“ (EG 649, Kehrvers) aber mehr, nämlich genau das, was Kern der Auferstehungsgeschichte ist. Es ist die Aussage, die hinter einem zurückgelassenen und weggerollten Stein verborgen ist. Nicht die Sorge, das Entsetzen, der Unglaube, aber vor allem auch die Freude derer, die Jesus anhängen, allein ist es, die die Überraschung so perfekt macht. Sondern es ist das, was Strophe 1 besagt: „Menschen lebten enttäuscht und verzagt, keiner, der noch zu hoffen gewagt“. Wenn der Tod eines lieben Angehörigen uns übermannt, dann sind wir trostlos. Dann fehlt uns der Mut, nach vorne zu blicken. Denn wie soll es ohne ihn weitergehen? Besonders bei den Jüngern Jesu war die Verzweiflung groß, was denn ohne ihren Meister nun geschehen soll.

Und dann kommt diese Nachricht, dass Jesus nicht tot sein kann. Sondern: dass er lebt. Er lebt weiter. Auch dann, wenn wir Menschen totgeglaubt haben, sind sie noch immer unter uns. Nicht lebendig, aber in unserem Empfinden, in unserer Wahrnehmung, in unserer Erinnerung.

Welche Aussicht muss das für die sein, die keinen Platz gelassen haben in ihrem Herzen für all die Abdrücke des Schönen und Guten eines Menschen, weil sie mit seinem Tod auch sein Leben abschließen. Dabei liegt es auch maßgeblich an denen, die uns überdauern, was sie aus unserem Andenken machen. Auferstehung – sie wird wesentlich praktiziert von denen, die uns schon zu Lebzeiten nahe oder fern waren, die eine Beziehung zu uns hatten, in welcher Art und Weise auch immer.

Biblisch fasst es der 1. Petrusbrief, Kapitel 1, Vers 3 (LUT 1912) passend zusammen:
„Gelobet sei Gott und der Vater unsers HERRN Jesu Christi, der uns nach seiner Barmherzigkeit wiedergeboren hat zu einer lebendigen Hoffnung durch die Auferstehung Jesu Christi von den Toten [...]“. Wir werden neu geboren, denn die Andenken der Menschen an uns werden besonders sichtbar mit unserem irdischen Ableben. Die Auferweckung steht sinnbildlich für die Wiederaufnahme, für die Reminiszenz von Worten, Gedanken und dem Handeln, durch das wir uns in die Köpfe unserer Umwelt eingebrannt haben.

Wenn all das offenbar wird, wenn wir weiterleben im Alltag derer, die wie Martin Gotthard Schneider nicht zu träumen gewagt hatten, dass Jesus einmal zurückkehren würde: „Und wer es hörte, irgendwann, die Nachricht, die viele Menschen gewann, für den fing ein neues Leben an“ (EG 649.5).

Gerade für die, die zurückbleiben auf Erden, ist es eine Botschaft des Heils: Wir müssen uns nicht ängstigen vor einem schwarzen Loch, in dem wir untergehen mit all dem, was wir geschaffen haben, mit dem materiellen und vor allem dem immateriellen Gedächtnis, wir werden viel eher wiederkommen. Gerade dann, wenn uns niemand erwartet, dann wird die Rückschau einsetzen auf das, was wir hinterlassen haben. Es wirkt, als wäre es eine Impression aus dem Moment, aus der Gegenwart heraus, wenn unser Lebensabriss nachklingt. Es kann ein Trost sein, zu wissen, dass wir in der Retrospektive allgegenwärtig sein werden. Bei Jesus war die Wiederkunft so lebhaft, dass die Menschen tatsächlich dachten, ihn wieder unter sich zu haben. Das ist möglich, auch bei uns.

Liebe Leser,

vielen Dank dafür, dass Sie meine Zeilen gelesen und sich auf die zweifelsfrei streitbaren Gedanken eingelassen haben.

Ich hoffe, ich habe Sie mit meinen Überlegungen nicht allzu sehr irritiert. Allerdings wäre es schön, wenn Sie zumindest nachdenklich geworden wären. Denn nach meiner ganz persönlichen Erfahrung kann es niemals schaden, Glaubenssätze regelmäßig zu prüfen.

Schließlich verlassen wir uns heute allzu oft auf die vorgekauften Lehrsätze, die ob ihrer jahrhundertealten Tradition zwar nicht überholt sein mögen, aber dennoch eine Transferierung in die Lebenswirklichkeit der heutigen Zeit gebrauchen können.

Lassen Sie mein Buch gerne auf sich wirken, bleiben Sie skeptisch und souverän!

Ihr Dennis Riehle

Literatur- und Quellenverzeichnis

¹ Martin Luther (1520): *Von der Freyheytt eyñiß Christen menschen*, Wittenberg: erschienen bei Johann Grünenberg.

² Karl Marx (1844) in: Einleitung in die Schrift *Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie*, Paris: Deutsch-Französische Jahrbücher.

³ Ludwig Feuerbach (1851): *Vorlesungen über das Wesen der Religion. Zwanzigste Vorlesung*, Leipzig: Verlag von Otto Wigand, S. 241.

⁴ Friedrich Nietzsche (1882/1887): *Die fröhliche Wissenschaft*. Aphorismus 125, Chemnitz: Verlag Ernst Schmeitzner.

⁵ Markus Brauer, AFP (2018): *Katholische Kirche - Papst empfiehlt Psychiatrie bei homosexuellen Neigungen*.
<https://www.stuttgarter-nachrichten.de/inhalt.katholische-kirche-papst-empfiehl-psychiatrie-bei-homosexuellen-neigungen.2de1fe28-4a50-455d-a77f-dbb9e804284a.html>.
(03.06.2021).

Anmerkungen

Die Bibelzitate in diesem Buch sind der Einheitsübersetzung und der Lutherbibel entnommen worden. Die Liedpassagen entstammen dem Evangelischen Gesangbuch:

EU 2016 – Katholische Bibelanstalt (2016): *Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift*. Stuttgart: Vollständig durchgesehene und überarbeitete Ausgabe.

LUT 1912 – Deutsche Bibelgesellschaft (1986): *Lutherbibel 1912*. Stuttgart: Revidierte Fassung.

EG – Evangelischer Presseverband für Baden e.V. (1995): *Evangelisches Gesangbuch*. Ausgabe für die Evangelische Landeskirche in Baden, Karlsruhe: 1. Auflage.

Aktualisierte und erweiterte Neuauflage
© 2021 Dennis Riehle

